Meyer's Universum

Ein Volksbuch,
enthaltend
Abbildung und Beschreibung
des
Sehenswertesten und Merkwürdigsten
in
Natur und Kunst.

Octavausgabe.

Fünfzehnter Band.

Dritte Folge, Fünfter [sic!] Band.

Hildburghausen.
Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1863.

Die Auszüge wurden zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,
bearbeitet und herausgegeben
von
Rudolf Kreutner
2. völlig überarbeitete und ergänzte Auflage.
Schweinfurt
2022

Inhalt

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran; ein Literaturverzeichnis für alle Bände bildet den Abschluß von Band III der „Pracht-Ausgabe".

Hinsichtlich der Bände der „Octav-" wie „Pracht-Ausgabe" muß bemerkt werden, daß die ersten Bände der jeweiligen Reihe nur sehr wenige Artikel enthalten (Band XII der „Octavausgabe" besteht sogar nur aus dem Inhaltsverzeichnis mit den entsprechenden Verweisen), da für den Inhalt dieser Ausgaben zumeist Beiträge aus den vorangegangenen Bänden wiederverwertet wurden (auch wurden daraus im Rahmen der Edition Aufsätze früheren Bänden zugeordnet).

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek"[1] zur Verfügung gestellten „Universum"-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur' noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum" charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System" zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen" gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. [3]-10.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 125-130.

Suez[4].

Unter allen Städten, welche dem Scepter des Vicekönigs[5] von Aegypten unterworfen sind, ist in den letzten Jahren keine öfter genannt worden, als die kleine unansehnliche Handelsstadt an der östlichen Grenze des ägyptischen Landes, der äußerste Posten des afrikanischen Welttheils: Suez am rothen Meere. Der großartige Gedanke, zwei Meere mit einander zu verbinden und nicht allein auf den eigentlichen Wüstenschiffen, sondern auf stolzen Dreimastern die Wüste zu durchsegeln, mit einem Worte: der beabsichtigte Bau des Kanals von Suez hat die Stadt berühmt gemacht. Noch ist es nicht abzusehen, in wie weit die Wüste dem tolldreisten Erdensohn[6] entgegentreten wird, der es wagen will, ihr einen Strom aufzuzwingen, der es unternimmt, zwei Erdtheile zu trennen, welche sie vereinigt; noch ist es nicht zu sagen, ob sich der kühne Gedanke wird verwirklichen lassen, oder ob die Wüste ihren Verbündeten, den Gluth hauchenden und Sandwolken thürmenden Sturm, anrufen wird, um das armselige Menschenwerk wieder zu begraben und zu verschütten, oder ob sie den Menschen wirklich ruhig gewähren lassen wird; aber doch hat schon jetzt der kleine Fleck Erde, welcher das Mittelmeer von dem rothen Meer trennt, eine Bedeutung gewonnen, wie früher nie, und die dürftige Stadt am nördlichsten Ende des Meerbusens von Suez hebt sich im Glanze des schnell erworbenen Ruhms von Tag zu Tag mehr. So ist es wohl gerechtfertigt, wenn wir hier eine Ansicht des Ortes bringen, selbst wenn diese nichts Anderes bietet, als die bekannte Häuserlinie morgenländischer Seestätte, in denen der wäg- und zahlbare Nutzen, oder, mit andern Worten, das klingende Geld, welches der Handel aus einer Hand in die andere wirft, das eigentümliche Gepräge orientalischer Wohnsitze verwischt, den Schwung der Dichtung und Phantasie, der sich an andern Städten zeigt, verkümmert und ihn auch im Werke des bildenden Künstlers nicht aufkommen läßt.

Unser Bild zeigt uns Suez von der asiatischen Seite aus gesehen. Der schmale Wasserstreifen, welcher sich zwischen dem Vordergrunde und der Stadt ausbreitet, ist die letzte Ausbuchtung des rothen Meeres. Links von der Stelle, wo der kleine Dampfer fährt, ertrank der Sage nach Pharao mit seinem gewaltigen Heere[7], als er auszog, die Israeliten wieder unter sein Sklavenjoch zu beugen, welche bereits auf dem Wege waren nach dem verbrannten Stück Landes, in dem nur die Ueberschwänglichkeit der

---

[4] Sues (arab. السويس, as-Suwais).

[5] Ägypten war im Jahre 1517 von den Osmanen (osman. عثمانلو bzw. عثمانلى, Osmānlı, Pl. عثمانلر, Osmanlar, „der/die Osmane/n").) erobert worden; unter der Herrschaft von Mehmed Ali Pascha (siehe hierzu S. 10, Anm. 25) erlangte die Großprovinz Ägypten (osman. ايالت مصر, Eyālet-i Mıṣr) allerdings eine solch weitgehende Unabhängigkeit, daß sich die osman. Regierung bewogen fühlte, für die Machthaber Ägyptens den Titel Vizekönig (osman. خديو, ḫidīw, „der Khedive") einzuführen, um damit die Oberherrschaft des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 74, Anm. 252) zu unterstreichen.

[6] Ferdinand Marie, vicomte de Lesseps (1805–1894), der Erbauer des Sueskanals (arab. قناة السويس, Qanāt as-Suwais); die Bauarbeiten waren am 25. April 1859 aufgenommen worden und am 17. November 1869 konnte der Kanal feierlich eingeweiht werden.

[7] Ex 14,27f.

Heimathsliebe sich Milch und Honig fließen denken konnte; die Hügel noch weiter links oben sind die ersten Erhebungen der Gebirge, welche die sinaitische Halbinsel[8] bedecken. Hätte der Zeichner die Stadt von einer andern Stelle aufgenommen, so würde der Hintergrund, und zwar einer der prachtvollsten, nicht gefehlt haben: der Djebel Ataka[9], der Schmuck der ganzen Gegend, würde sein erhabenes Haupt dann dem Bildner dargeboten und besonderen Schmuck verliehen haben. Aber der Künstler sollte Suez zeichnen, und kein anderer Standpunkt kann die ganze Stadt sammt ihrem Hafen so vor uns ausbreiten.

Suez liegt ungefähr ¼ Meile[10] von der nördlichsten Ausbuchtung des Meerbusens, welcher dem Orte seinen Namen verdankt, oder, mit andern Worten, an der nördlichen Ausbuchtung des rothen Meeres selbst, und zwar auf der afrikanischen Küste, in der traurigsten Wüstengegend, welche man sich denken kann. Der Reisende, welcher jetzt auf dem Eisen-Wege[11], den englische Spekulation durch die Wüste legte, in Suez ankommt, hat unterwegs lachende Gegenden gesehen, im Vergleich zu dem öden Stück Erde, welches um die Stadt sich ausbreitet. Der nächste Baum auf afrikanischer Seite ist buchstäblich wenigstens ½ Meile von der Stadt entfernt und ist eine so verkümmerte dürftige Mimose, daß man in ihm, dem sonst so blühenden, duftigen, nur ein verwahrlostes Stiefkind des dürren Landes zu erblicken vermag; kein Grün um die Stadt herum – nur eine traurige, öde Sand ebene ohne Quelle, ohne Bach, ohne gutes trinkbares Wasser. Die Salzfluth unten im Meere scheint auch die Wüste zu durchdringen; denn alle Brunnen, welche man gräbt, sammeln nur in großer Tiefe salziges oder bitteres Wasser, welches kaum mit irgend Etwas zu verbessern ist und beim Genuß Ekel erregt. Aber auch dieses Wasser ist nicht einmal in reichlicher Menge vorhanden, und um den einzigen größeren Brunnen, der sich zwischen der Stadt und dem Gebirge findet, sieht man jeden Nachmittag eine Menge von Menschen gelagert, welche der dürren Wüste gleichsam jeden Tropfen abkaufen, den sie spendet, um ihre Thiere zu tränken, ihre Kleider zu reinigen und sich einen Schlauch voll mit in ihre Wohnung zu nehmen. Auf asiatischer Seite ist es etwas besser; dort liegen die berühmten Mosesquellen[12], welche wenigstens ein einigermaßen gutes Wasser bieten und deshalb auch mit Gärten umgeben sind, – mit Gärten, welche unseren Begriffen zwar unendlich arm erscheinen würden, einem Bewohner der traurigen Stadt aber allen Reichthum einer glücklicheren Gegend ersetzen müssen. Doch auch dieses Wasser ist nicht rein; denn die Quellen sind so reich an Kohlensäure und mineralischen Bestandtheilen, daß sie bei uns zu Lande wohl als heilkräftige Bäder, nimmer aber als Brunnen benutzt werden dürften. So ist Suez fast buchstäblich eine Stadt ohne Wasser, eine Wüstenstadt in des Wortes traurigster Bedeutung. Jede Oase in der großen Sahara, jedes Lager um einen Wasserbrunnen ist vortheilhafter gelegen, als dieser dürftige Ort, und unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, daß die Natur hier die Menschen verhöhnen will mit dem, was sie ihm zeigt und bietet, ohne daß er es nutzen kann. Hier, wo der Mensch dem Himmel und der Erde jeden Wassertropfen abschachert und mit ihm haushält so sorgfältig und ängstlich wie der Reisende, welcher auf des Kameeles Rücken durch die glühende Sandebene zieht, – hier bespülen die Wogen des Meeres die Grundmauern der Häuser, hier breitet sich der herrlichste Wasserspiegel vor dem Auge aus.

Diese Wasserarmuth kennzeichnet die Stadt. Suez ist ein erbärmliches Nest, in welchem ungefähr 3–4000 Menschen leben. Das Innere der Stadt ist ebenso schmutzig wie die abgelegensten und wenig besuchten Städte des Nilthals. Die Häuser sind dürftig und schlecht mit wenigen Ausnahmen, die fremdem Gelde ihr Entstehen verdanken und fremdem Nutzen dienen. Die Straßen sind krumm, uneben, staubig und stinkend, und nur dem guten Baustoff, einem schönen rothen Quadersand, aus dem alle Gebäude errichtet worden, ist es zu verdanken, daß der ganze Ort nicht den Eindruck einer Ruine macht. Die einzigen schöneren Gebäude sind das englische Gasthaus, die Quarantaine und eine Kaserne, welche indeß nur wenige Soldaten beherbergt. In dem Gasthofe findet man ein für Suez recht löbliches und auch verhältnißmäßig billiges Unterkommen; denn man muß nur bedenken, daß alle Bedürfnisse, auch

---

[8] Der Sinai (arab. سيناء, Sīnāʾ).

[9] Der Berg Ataka (arab. جبل عتاقة, Ğabal ʿAtāqa).

[10] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[11] Die Strecke Kairo-Sues war im Jahre 1857 fertiggestellt worden.

[12] Arab. عيون موسى, ʿUyūn Mūsā, „Augen des Moses“; Ex 17,5–6; Koran 2,60.

das Wasser, theils auf der Eisenbahn, theils mit großen Kameelzügen 15 Meilen weit aus Aegypten hergebracht werden müssen.

Die Bazars[13] sind erbärmlich und bloß für den nothdürftigsten Bedarf der arabischen Schiffer berechnet. Getreide, Tabak, Branntwein und einige Ausrüstungsgegenstände für die Schifffahrt sind die hauptsächlichsten Dinge, welche man auf dem Markte findet; alle übrigen Erzeugnisse, mit denen hier gehandelt wird, lagern blos kurze Zeit in der Stadt und werden so rasch als möglich weiter geführt, dem Orte ihrer Bestimmung zu. Suez ist eigentlich keine Handelsstadt, sondern blos ein Stapelplatz oder noch besser ein Haltepunkt auf dem Handelswege. Der Hafen ist schlecht; größere Schiffe können gar nicht bis an die Stadt heran, sondern ankern, etwa 3 englische Meilen[14] weit von dem Quai entfernt, auf offener Rhede, aber dennoch ziemlich geschützt, weil der Meerbusen so schmal ist, daß größere Wellen sich blos bei heftigem Südwinde bilden können. Nur die dem rothen Meer eignen Barken, welche wie die Nilschiffe Dahabiat[15] genannt werden, ihrem Namen („die Goldenen") aber sehr wenig Ehre machen, können in den eigentlichen Hafen der Stadt herein, und auch blos zur Zeit der Fluth, deren Höhe hier 6 Fuß[16] beträgt. Bei Ebbe liegen viele Schiffe im Hafen, trotz ihres geringen Tiefganges, auf dem Grunde fest. Die Schiffe selbst haben kein Verdeck, sondern nur ein kleines Kajütenhäuschen am Stern[17], welches eben für arabische Schiffer berechnet ist und einen nur halbwegs verwöhnten Reisenden wegen seiner Dunkelheit und Unreinlichkeit anekelt. Der ganze übrige Theil des Schiffes wird beladen, und die Witterung ist in der Regel so ausgezeichnet, daß die Schiffer, ohne sich eines Mangels an Vorsicht schuldig zu machen, die Ballen dreist bis zur Höhe des Bordes aufstauen können. Die Masten sind kurz und tragen dreieckige Segel, welche jedoch bei Weitem nicht so rasch zu handhaben sind, als die der Nilbarken; sie werden nämlich erst dann an den Raaen befestigt, wenn sie gebraucht werden sollen, und bei jedesmaligem Wenden erst sammt den Stangen niedergelassen, abgebunden und dann von Neuem befestigt, nachdem man die Stange gewendet hat. Diese schwerfällige Handhabung erfordert eben so viel Zeit als Hände und man findet deshalb auf allen Schiffen eine sehr starke Bemannung. Kompaß und andere Werkzeuge, welche sonst Seefahrer gebrauchen, gibt es nicht auf den Dahabiat des rothen Meeres, wenigstens nicht auf allen; – man vertraut sich dem Meere an, wie in den erzväterlichen Zeiten die Schiffer Salomo's[18], welche das Schilfmeer befuhren, um dem wißbegierigen Könige aus Indien Elfenbein, Pfauen und Affen zu holen.

Man muß selbst eine Reise auf solchem Schiffe mitgemacht haben, um die ganze Kindlichkeit der Schifffahrt würdigen zu können. Die Barke ist mit Waaren gefüllt von oben bis unten, und die obersten Ballen sind der Tummelplatz für die Mannschaft des Schiffes. Ein großer Steinkrug, unter Umständen auch deren zwei, enthalten das nöthige Trinkwasser. Um zur Kajüte zu gelangen, klettert man über die Ballen wie einen Abhang hinab. Für die nothdürftigsten Bequemlichkeiten des Lebens ist in einer Weise gesorgt, daß Frauen entschieden am besten thun, wenn sie diese Schiffe meiden wie die Pest. Aber die Waaren allein sind es nicht, welche das Schiff ungemüthlich machen; es ist vielmehr die Mannschaft – nicht die Bemannung, sondern die Zahl der Reisenden, welche die günstige Gelegenheit benutzt, möglichst billig und rasch nach irgend einer Ortschaft des steinigen oder glücklichen Arabiens zu reisen. Reisebeschreiber haben sich lang und breit ausgesprochen über die Dampfschiffe, welche den Dienst der ostindischen Kompagnie vermitteln. Ich bewundere ihre Fertigkeit, aus so uninteressantem, wohl Allen bekanntem Stoff eine genießbare Beschreibung zu liefern. Solch eine Arche Noahs[19] wie eine Dahabiat des rothen Meeres gewährt dem Beobachter, der die Sache gemüthlicher Weise anschaut, wie sie ist, zweifelsohne mehr Interesse. Man denke sich nur 80–150 Menschen auf solcher Barke, mit Ausnahme der Glücklichen, welche die Kajüte gemiethet haben, sämmtlich auf dem Deck zerstreut, zwi-

---

[13] Pers./osman. بازار, bāzār, „der Markt".

[14] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

[15] Pl. von Dahabieh (arab. ذهبية, d̲ahabiyya), ein langes, schmales Nilschiff mit Verdeck und Kajüte.

[16] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.

[17] Der hintere Teil eines Schiffes.

[18] Salomon (hebr. שְׁלֹמֹה, Šəlomoh), lt. Bibel im 10. Jhd. v. Chr. Herrscher des vereinigten Königreichs Israel.

[19] Siehe hierzu Gen 6,14-8,19.

schen Waarenballen und Kisten gelagert, gebettet, kauernd, sitzend, hockend, stehend, wandelnd, ohne Unterlaß in Bewegung, Jeder für sein Bedürfniß selbst sorgend. Man baue sich daraus die kühnsten Gebilde zusammen, welche eine rege Phantasie erzeugen kann, und man wird dann erst einen schwachen Begriff bekommen von dem Gewühl, Gedränge, Getreibe und wirren Durcheinander, von den Lagen und Verhältnissen, Schicklichkeiten und Unschicklichkeiten, Redensarten und Unterhaltungen, welche ein derartiges Zusammenleben erzeugt.

Noth lehrt beten, oder bricht Eisen: das sieht man hier. Bei Tage geht Alles gut: da kann der Menschenstrom ausweichen, wenn ein Segel gewendet werden soll und deshalb die Raaen auf das Deck niedergelassen werden, oder wenn die Matrosen eine andere Schiffsarbeit vornehmen sollen; aber wenn die schöne klare kühle Nacht hereinbricht und jedes Menschenkind nach des Tages Last und Hitze es sich so gemüthlich als möglich zu machen sucht, beginnt eine Regsamkeit ohne Gleichen, und der erfinderische Menschengeist zeigt sich nach jeder Richtung.

Jetzt gilt es, einen ruhigen Platz zu erobern, um der Ruhe des Leibes pflegen zu können. Die Listigsten der Gesellschaft denken schon gegen Abend an diesen edeln Zweck und schleichen sich möglichst leise und unbemerkt aus dem Kreise der Uebrigen fort, um sich in aller Stille ein Plätzchen zu sichern. Weder die anmuthige Rede des Märchenerzählenden oder Weisheit predigenden Scheichs[20], noch der unnennbare Genuß, welchen das im Freundeskreise angezündete Kraut Djebeli[21] dem Adamssohne bereitet, sind jetzt im Stande, die Bedachtsamen unter der übrigen Menge festzuhalten. Erstlingsrechte haben keine Gültigkeit, und wer seinen eroberten Platz verläßt, hat ihn verloren: deshalb gleiten die Blicke spähend nach allen Seiten hin, jeder Waarenballen wird gemustert nach Lage und Beschaffenheit, jede Vertiefung zwischen zwei Ballen wird schon im Voraus als ein wünschenswerthes Asyl angemerkt, und lautlos und ohne Abschiedsgruß erhebt sich Einer nach dem Andern und schleicht sich, wie ein Fuchs nach seinem Baue, nach dem auserkorenen Schlafplätzchen. Unglücklicherweise legt sich Mohammed heute in die Vertiefung zwischen den beiden Reisballen, welche Ibrahim gestern sich erwählt hatte, und trotz des allgemein gültigen Grundsatzes: wer zuerst kommt, mahlt zuerst, entspinnt sich eine anfangs freundschaftlich und würdevoll geführte Unterhandlung, in welcher der Name Gottes und des heiligen Propheten hundertmal gemißbraucht wird, ohne ein beiderseits friedliches Ergebniß herbeizuführen. Die Würde wird mehr und mehr von der Selbstsucht unterjocht, und die ehrsamen Männer vergessen sich vielleicht gar so weit, einander gröblich zu beleidigen und zu Tätlichkeiten überzugehen. Das Schauspiel fesselt natürlich die Aufmerksamkeit der ganzen Reisegesellschaft, der Steuermann achtet kaum des Steuers und an Segelwenden wird in diesem spannenden Augenblick nicht mehr gedacht. Es bildet sich ein Kreis um die Streitenden, beruhigende Zurufe, Freundschaftsversicherungen, Berufung an ihr Ehrgefühl und an die Würde der Gesellschaft und Schimpfworte erschallen wirr durch einander. Aber die Streitenden haben sich zu fest an den Kehlen gepackt, als daß sie darauf achten könnten, und nur der weise Scheich, welcher vorhin Märchen erzählte, ist im Stande, ein Üebereinkommen zu vermitteln. Mohammed und Ibrahim vereinigen sich, gemeinschaftlich die kostbare Lagerstätte zu benutzen, versichern sich schleunigst ihre gegenseitige Freundschaft und lagern sich beide, natürlich höchst unbequem. Das ist nur Ein Bild, und ich könnte hundert zeichnen; denn unglaublich wechselvoll, überraschend mannichfaltig sind die Lagen, in denen sich ein Menschenkind auf solchen Schiffen des rothen Meeres befinden kann. Man stelle sich nur noch zum Beispiel vor, daß mehre erfahrenere Reisende sich Rahmen mit dazwischen gespannten Netzen gleich mit auf das Schiff gebracht hatten und diese außerhalb des Bordes zu beiden Seiten des Schiffes aufhingen, um hier unmittelbar über dem Meeresspiegel zu schlafen. Ich fürchtete, daß während einer Fahrt, welche ich mitmachte, ein jäher Windstoß wenigstens einige dieser Betten abräumen würde, allein die Leute kannten dieses Meer doch besser, als ich; denn die an den Bord geklebten Hängenester bewährten sich vollkommen.

In Suez besteht hinsichtlich des Ein- und Auslaufens der Schiffe ein Gesetz, welches nach unseren Ansichten als ein dem freien Handel überaus verderbliches angesehen werden muß, bei Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse dort aber nur wohlthätig genannt werden kann. Alle Schiffe des

[20] Der Scheich (arab. شيخ, šaiḫ), ein arab. Ehrentitel, der oft im Sinne von „Geistiger Führer", sowohl in weltlichen als auch in religiösen Zusammenhängen benutzt wird.

[21] Arab. جبلي, ğebelī; der berühmte Latakia-Tabak vom Dschebel Ansariye (arab. جبال الأنصارية, Ğibāl al-Anṣārīya).

rothen Meeres dürfen blos in derselben Reihenfolge auslaufen, in welcher sie einliefen, und deshalb liegen viele der Barken oft Wochen, ja Monate lang im Hafen. Wie sehr hierdurch die Schifffahrt gehindert ist, kann man sich denken, und doch ist das Gesetz nothwendig. Ohne dasselbe würde sich nämlich die ganze Schifffahrt in sehr kurzer Zeit ausschließlich in den Händen der Levantiner[22], oder der arabischen Christen befinden, und diese würden bei ihrer angeborenen und anerzogenen Niederträchtigkeit und Gemeinheit ganz unzweifelhaft die Verarmung vieler Bewohner des ohnehin armen Küstenlandes herbeiführen, zum Mindesten einen großen Druck auf alle Verhältnisse ausüben. Die Christen des Morgenlandes sind durchschnittlich Leute, welche man am kürzesten mit den Worten Friedrichs des Großen[23] als „eine verfluchte Race“[24] bezeichnen kann. Sie sind buchstäblich aller Schurkenstreiche fähig, Gauner und Betrüger ohne Gleichen, und machen es einem Europäer schwer, sich ihnen gegenüber ohne Scham Christ zu nennen. Da nun wohl in keinem Theile der Erde größere Duldsamkeit gegen Andersgläubige herrscht, als in den Städten, welche, dem Scepter des alten Mehemed Ali[25] unterworfen waren, ist es jenen unschwer gelungen, sich auf Kosten der mohammedanischen Bevölkerung zu bereichern, und sie würden in Suez noch weit mehr die unverschämtesten Ritter des Geldsackes sein, als gegenwärtig, wenn ihnen gestattet würde, den Handel ausschließlich in ihre Gewalt zu bekommen. Dies nur beiläufig. Aber, es dient zur Kennzeichnung des Ortes. Ein seinem Studirzimmer entrückter, mit den Verhältnissen unbekannter und gegen Anderer Vorzüge blinder Ruhmprediger christlicher Sekten wird freilich sagen, daß die Levantiner ihr gewisses Uebergewicht den Segnungen des Christenthums zu verdanken haben; ich aber, als Eingeweihter und mit Land und Leuten Vertrauter, glaube mit vollster Wahrhaftigkeit behaupten zu können, daß die morgenländischen Christen ihren Reichthum blos ihrer ausnahms- und rücksichtslosen Niederträchtigkeit verdanken – und etwas Anderes, als das Geld, haben sie wahrlich nicht vor den Mohammedanern voraus. Wenn man brave und rechtliche Leute im Morgenlande kennen lernen will, muß man sie unter den Mohammedanern oder Juden suchen, nicht unter den Christen.



Siehe hierzu S. 10, Anm. 25.

[22] Histor.-geogr. Bezeichnung für die Länder am östlichen Mittelmeer, das Morgenland (von mittelfrz. levant, der Osten) und entsprechend für deren Bewohner; hier sind wohl die Nachkommen europ. Kaufleute gemeint, die ebenso bezeichnet wurden.

[23] Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König *in* und ab 1772 König *von* Preußen und seit 1740 Kurfürst von Brandenburg.

[24] Zitat aus einem Brief Friedrichs II. (s. o.) an Voltaire (eigentl. François-Marie Arouet; 1694–1778) vom 26. Dezember 1776, in dem er Frömmler („[…] des bigots […]“) als „diese verfluchte Rasse“ („[…] cette race maudite […]“) bezeichnete. Die vorangehenden Passagen wurden folgendem Werk entnommen: Œuvres de Frédéric le Grand – Tome XXIII. Berlin: Imprimerie Royale (R. Decker) 1853. S. 440f.

[25] Mehmed Ali Pascha (osman. محمد على پاشا, Meḥemmed ʿAlī Pāşā; ca. 1770–1849), von 1805 bis 1848 Gouverneur der osmanischen Großprovinz Ägypten (siehe hierzu S. 6, Anm. 5); er ist der Begründer der ägypt. Königsdynastie, die bis zur brit. Besetzung im Jahre 1882 als osman. „Vizekönige“ (siehe hierzu S. 6, Anm. 5) regierten. Diese tolerante Politik gegenüber den Nicht-Muslimen wird von Zeitgenossen wie z. B. Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) zwar bestätigt, doch weist dieser auch darauf hin, daß eben diese Toleranz große Unzufriedenheit bei der muslimischen Bevölkerung hervorrief. Die Lithographie wurde von Johann Rauh (1803-1863) geschaffen.

Man mag sich demnach denken, was für ein Leben der arme Teufel führt, welcher im Abendlande seine Bildung genoß und nun als irgend welcher Beamte hierher versetzt wird, um unter und mit diesen Levantinern zu verkehren, selbst unter Leuten, welche die sogenannten ersten Häuser ausmachen.

Das gesellige Leben in Suez ist ungemüthlich in jeder Hinsicht. Ganz abgesehen von dem Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse, macht sich schon nach kurzer Zeit eine Langeweile geltend, die schwerlich ihres Gleichen finden dürfte. Lieber möchte man Monate in einem Nomadenlager verleben, als hier in Suez. Nur die Posttage waren es, welche Suez geradezu umwandelten. Sobald man nach Süden hin eine Rauchwolke bemerkte, die mehr und mehr sich näherte und an Größe zunahm, beeilte sich Alles, was zwei oder vier Beine besaß, dieselben auf die vielseitigste Weise in Bewegung zu setzen. Der kleine Dampfer unseres Bildes wurde geheizt, eine Unmasse von Fischerbooten flott gemacht. Fünfzig bis sechszig halbnackte Jungen prügelten sich um die günstigsten Posten, von denen aus sie die Fremden anzubetteln gedachten; alte Weiber krochen zu gleichem Zwecke aus ihren Hütten hervor, und selbst die Hunde schienen in größter Aufregung zu sein und der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Näher und näher kam der Dampfer, und endlich warf er Anker. Die ostindische Post war eingetroffen. Ein Gewühl ohne Gleichen! Drei-, viermal fuhr der Vermittler aus dem Hafen nach dem in vornehmer Entfernung verharrenden Postschiff hinaus und kehrte jedesmal mit Poststücken und Waaren beladen und mit Menschen vollgepfropft zurück. Welche Gesichter! Alle Zerrbildner der Erde hätten hier überreichen Stoff, die unglaublichsten Karrikaturen von wirklich vorhandenen Originalen copiren zu können. Welches Gedränge, welcher anerkennenswerthe Eifer der auf dem Dampfschiffe gemästeten Leute, hier auf festem Lande die Bedürfnisse des Lebens wieder zu befriedigen! Welches Stimmengewirr, welches Fluchen, Backhschischbetteln und Backhschischgewähren! Die ganze Stadt schien verrückt zu sein. Endlose Kameelzüge vervollständigten das Gewirr, die Post wurde verladen, die leichten Karren herbeigeführt und zurecht gemacht, es wurde wieder geschrieen, getobt, gelärmt, mit Peitschen geknallt; die Fuhrknechte, Kameeltreiber und Engländer wetteiferten in Rohheiten, und selbst die ruhigen Zuschauer erfaßte der allgemeine Taumel. Endlich wurde die ganze Menschenmenagerie nach und nach gespeist, getränkt, theils in die Karren, theils auf Kameele geladen, – und wahrlich: herrlichere Affengesichter, einen größeren Reichthum an Menschenfratzen habe ich in meinem. Leben nie gesehen, als an solchem Posttage. Allgemach verließ dann Wagen um Wagen, Kameelzug um Kameelzug die Stadt, die Ruhe kehrte wieder und Jeder seufzte vergnüglich auf, das Gesindel los zu sein. Die Knaben und alten Weiber zählten ihren Backhschisch[26], der Wirth seine Zeche, die Hunde trugen befriedigt die für sie entfallenen Knochen zu ihren Versteckplätzen und Suez nahm allgemach sein früheres Gepräge wieder an, bis nach zwei oder drei Tagen die von landeinwärts anlangende englische Post denselben Lärm und Krakehl hervoriief. –

Wie es jetzt ist, wo Tausende von Kanalarbeitern in Suez leben und die Eisenbahn eine ziemlich geregelte Verbindung mit Kairo unterhält, weiß ich nicht. Davon bin ich aber fest überzeugt, daß das heutige Suez noch weit langweiliger ist, als es das frühere war.

B.[27]

[26] Das Bakschisch (pers. بخشش, baḫšiš, „Gabe, Geschenk“), eine geringfügige Gabe bzw. ein Trinkgeld.

[27] Der durch sein „Tierleben“ berühmt gewordene Alfred Edmund Brehm (1829–1884), der aber zuerst als Reiseschriftsteller reüssierte.



SUEZ

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 13-18.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [141]-145.

Moldefjord[28].

Kein Land der Erde wird inniger von dem Meere geliebt, als Norwegen. Dem Meere verdankt es seine Gestalt, sein Leben, seinen Reichthum; das Meer umarmt hier die Erde tausendfältig, im Norden wie im Süden; das Meer dringt selbst bis in das Herz des Landes ein, an hundert verschiedenen Orten, in hundertfach verschiedener Weise. Wohl bricht sich die Welle des blauen Mittelmeeres klangvoller an Hesperiens[29] Gestade, lieblicher erscheinen die Busen, welche jene reine und stille Fluth mit ihren dunklen Wogen füllt, fröhlicher die Eilande, welche sie umgürtet, als der Norden in seiner ernsten Strenge; aber erhabener, großartiger, frischer, kraftvoller und deshalb ergreifender, als Norwegens Fjorde, sind jene gepriesenen Schönheiten des Südens wahrlich nicht.

Es ist nicht möglich, sich etwas Schöneres zu denken, als jene tiefen, langen, schmalen Buchten, welche alle Felsenthäler erfüllen, die die Jahrtausende noch nicht verschütten konnten mit den von Flüssen und Bächen der Tiefe zugeführten Gebirgsmassen. Ganz Norwegen wird durch sie in der eigenthümlichsten Weise zerrissen und gerade durch sie auch wieder verbunden; Norwegen erhält durch sie erst sein ureigenes Gepräge. Das Land ward, am Tage seiner Schöpfung, jäh aus dem Meere gehoben, und alle tieferen Thäler zwischen den Bergen waren ehedem ausgefüllt von der Meeresfluth. Aus einigen ist dieselbe verdrängt worden durch die Felsmassen, die von den Bergen in das Thal rollten oder von den übermüthigen Flüssen und Wildbächen herabgetragen wurden; aber noch heute zeigen diese ausgefüllten Fjorde durchaus dasselbe Gepräge, wie die, welche noch die Salzfluth bespült und die noch Jahrtausende lang wirkliche Theile des Meeres bleiben werden. Jene sind zu fruchtbaren, bebauten und bewohnten Thälern geworden, diese sind Thäler geblieben unter den Wogen.

Das Gepräge der Fjorde ist im Ganzen mehr oder weniger dasselbe; aber dennoch ist jeder verschieden in seiner Art, zeigt jeder seine besonderen Schönheiten. Der Reisende, welcher mit dem Dampfschiff von Kap Lindesnäs[30] zum Nordkap fährt und wenigstens alle größeren dieser Fjorde besucht, kann sich jedes einzelnen freuen; in seiner Erinnerung werden aber die am meisten hervorragen, welche in das eigentliche Hochgebirge eindringen und gestatten, daß man vom Meere aus unmittelbar auf die Gletscher blickt.

Solcher Fjorde gibt es viele an der Küste Norwegens und Finnmarkens[31]. Oben gegen das Nordkap hin kommt es vor, daß die Gletscher sich geradezu mit dem Meere vermählen, indem sie oder wenigstens Ausläufer von ihnen bis zum Wasserspiegel selbst herabreichen. Aber auch im Süden thürmen

---

[28] Norweg. Moldefjorden.

[29] Hesperien (griech. ἑσπέρα, hespéra, „der Westen“), in der antiken Literatur ein westlich gelegenes Land, meist mit dem heutigen Italien in Verbindung gebracht, gelegentlich auch mit Hispanien; der Begriff leitet sich ursprünglich von Hesperos (griech. Ἕσπερος), dem Abendstern, ab.

[30] Norweg. Kapp Lindesnes.

[31] Norweg. Finnmark; nordsam. Finnmárku; finn./kven. Ruija; eine Provinz Norwegens, die mit dem 1. Januar 2020 in der neuen Verwaltungseinheit Troms und Finnmark (norweg. Troms og Finnmark; nordsam. Romsa ja Finnmárku; finn./kven. Tromssa ja Finmarkku) aufging.

sich die gletschertragenden Alpen unmittelbar aus den Wogen auf, und die beeisten Bergeshäupter spiegeln sich wider im Meere.

Man kann sich kaum eine reizendere Fahrt denken, als durch diese tiefen Einbuchtungen des Meeres. Namentlich der Hardanger- und Sognefjord[32] sind berühmt. Sie gleichen Bäumen mit ihren Aesten: von der Hauptbucht, die in das Land eindringt, zweigen kleinere Arme zu beiden Seiten in die Gebirgsthäler aus, und gar oft hegen diese Fjorde im Fjord wiederum eine Anzahl heimlicher kleiner Buchten und Golfe. Es kann hier einem oft begegnen, daß man am Meere steht, ohne es zu wissen, und daß man dessen Salzfluth erst kosten muß, um es zu erkennen; denn klar und still, kaum bewegt von einem Windhauche, liegen diese scheinbar abgeschlossenen Wasserbecken zwischen den dunklen Felsen und den saftigen grünen Vorlanden unten am Fjord verborgen; erst wenn man das schnelle Ruderboot bestiegen hat und weit hinausgesteuert ist nach der Mitte des vermeintlichen Alpensee's, gewahrt man einen Ausgang zwischen den Felsen: einen Sund, welcher mit einem zweiten Alpensee in Verbindung zu stehen scheint, – und so kann man fahren Stunden lang, ja Tage lang, und immer vermeint man, von einem See zu dem andern zu schiffen. Die herrliche Natur ringsum erfüllt Auge und Ohr, Herz und Seele. Prachtvoll heben sich die Wasserfälle und Rinnsale von den dunklen Felsenmassen ab, über die sie sich ergießen, lieblich und einhellig tönt ihr Rauschen wider von allen Bergeswänden; bis in Mitten des See's hört man es brausen und murmeln, und gar oft kommt es vor, daß nur an diesem wohl tönenden Geräusch und einem an den Felswänden aufsteigenden Dunstschleier der zur Tiefe stürzende Wasserfall erkannt wird, während er sich verborgen hält in einer unnahbaren, selbst gegrabenen Schlucht.

Die Küstenwände der Fjorde geben ein höchst verschiedenes Bild. Da, wo sich das Thal weitet und die von oben herabgestürzten Geröllmassen bereits überwuchert sind von frischgrüner Pflanzendecke, lagern sich malerische Gehöfte, ja selbst Dörfchen am Strande. Alle Häuser sind nach nordischer Art gebaut: es sind Blockhäuser, aber auf das Mannichfaltigste verziert und geschmückt, gewöhnlich auch mit Bretern beschlagen und mit irgend einer Oelfarbe angestrichen. Um das Haus herum liegen die Wirthschaftsgebäude und Speicher, und das Ganze wird eingeschlossen von gartengleich gepflegten Feldern und Wiesen oder von wirklichen Gärtchen, in denen Blumen gedeihen und Früchte reifen, die wir da oben nimmer suchen würden. Rothe und blaue Rosen lachen von den Beeten in das Meer hinein, fruchtschwere Kirschen-, Birnen- und Aepfelbäume lassen vergessen, daß man sich zwischen dem 58. und 64. Grade befindet (weiter hinauf nach Norden findet sich solcher Reichthum freilich nicht); hochstämmige Ulmen mit dichten Kronen beschatten die Wohnhäuser, und schlanke Birken, himmelweit verschieden von denen, welche auf der Höhe krüppeln, Birken mit hängenden Aesten und Zweigen und silberglänzenden Stämmen umstehen gar lieblich die ganze Besitzung. Manchmal sind die Ufer dieser alpenähnlichen Fjorde ein ununterbrochener Garten. Obstbäume und Wiesen, Felder und kleine Haine, zwischen deren niedrigem Gebüsch die duftige Erd- und Himbeere, die saftige Heidel- und Moosbeere[33] reifen, wechseln da mit einander ab, und jeder einzelne Hof da mitten drin gleicht einem hübsch angelegten, freundlichen Landhause.

Oben im Norden haben die Fjorde freilich ein anderes Gepräge: die Ungunst des Klimas spricht sich dort allzu deutlich aus. Der edlere, höhere Pflanzenwuchs in der Tiefe verschwindet; es finden sich nur Sträucher anstatt der Bäume; die Häuser sind ärmer, mit weniger Schmuck erbaut, obwohl noch immer hier und da ein weiß angestrichenes, stattliches Gebäude zwischen den roth gefärbten Blockhäusern mit grünem Rasendach hervorleuchtet. Die Felsen selbst scheinen schwärzer zu sein; sie sind auch nicht so erhaben, wie die des Südens; denn von der Höhe des Jotunfjelds[34] an senkt sich Norwegen nach Norden hin mehr und mehr. Dennoch haben auch diese Fjorde ihre Stunden, in welchen sie sich mit einem Festkleide schmücken.

In der Erinnerung lebt mir das prachtvolle Bild des Lyngenfjords[35] auf; er ist berühmt wegen seiner erhabenen Schönheit. Hohe, dunkle Gebirge umschließen ihn auf drei Seiten; sie zeigen den nackten Fels, aus welchem sie bestehen, aber der Himmel und die Erde haben sich verbunden, ihn schmuck

[32] Norweg. Hardangerfjorden bzw. Sognefjorden.

[33] Vaccinium oxycoccos, ein Heidelbeerart.

[34] Norweg. Jotunfjell.

[35] Norweg. Lyngenfjorden.

zu kleiden. Sanftes Grün hält seinen Fuß eingebettet und umhüllt, wie ein Schleier, seine Lenden; seinen Wipfel aber krönt der ewige, unvergängliche Schnee, und dieser sendet in alle Thäler seine Gletscher hinab, so tief, daß die meisten fast den Spiegel des Meeres erreichen. Wunderbar sind die Gegensätze der Farben auf diesen Bergen, obgleich eben nur dunkles und blendendes Licht gegen einander abstechen; aber in dem Dunklen zeigen sich in der Sonnenmitternacht alle Schattirungen vom Schwarz zum Purpurroth, und auf den ewigen Kronen der Berge leuchten in dieser Stunde die letzten Rosen, welche die am tiefsten stehende Sonne auf ihnen erblühen ließ. Die Nacht ist während des Sommers still und ruhig, das Tosen des Eismeeres bricht sich brausend an den Klippen und Scheeren[36], ehe es hereingelangt an diesen stillen See, den seine gewaltigen Ufer noch besonders schützen. – Als wir in den Fjord einbogen, war der ganze Himmel bewölkt und nur eine einzige Stelle im Norden klar und rein. Von dorther strömte aller Glanz, aller Schimmer aus, welcher eine wunderbare Nacht verklärte. Der ganze nördliche Himmel war ein goldenes Thor, aus welchem ohne Unterlaß neue Lichter und Farben hervor drangen und wahrhaft zauberisch und unbeschreiblich wirkten. Blendend, feurig gesäumt, waren die dunklen Wolken nach Norden zu, in purpurrothe Düfte gehüllt die Berge, welche die Sonne uns verdeckten und nur durch die goldenen Streifen auf ihren zackigen, scharf ausgeschnittenen Gipfeln uns Kunde von ihr gaben. Aller Lichtglanz aber, welchen die Mitternacht dem Himmel und den Bergen spendete, fiel als Widerschein auf das Meer und legte sich wie eine purpurne, goldgestickte Decke auf die Wogen nieder. Unnennbare Farben wurden lebendig, unbeschreiblicher Schimmer erhellte die wundervolle Nacht. Und plötzlich begannen auch die schneeigen Bergeshäupter ringsum sich zu schmücken mit diesem Glanze, und Gletscher und Schneefelder erglühten in eigentlichem Sonnenlicht. Da zog es wie Glockenklang durch die Seele, die Farben da oben tönten wider im Herzen. Was soll ich solcher Pracht gegenüber noch sagen? Ich habe keine Worte mehr. Nur so viel weiß ich, daß diese letzte Sonnenmitternacht, die ich da oben durchlebte, die schönste von allen war. – –

Noch in anderer Weise sind die Fjorde vielfach belebt; der Reisende, welcher von Drontheim[37] zu Lande nach Bergen geht, findet hinreichend Gelegenheit, das Leben auf ihnen kennen zu lernen. Selbstverständlich unterbrechen sie jeden Weg, welcher sich längs der Westküste im Innern des Landes dahinzieht, und der Reisende ist beständig genöthigt, mit seinem Gefährt zu wechseln, je nachdem er ein Stück Land oder einen Fjord vor sich hat. So muß man von Drontheim bis Bergen über fünfzig Male wechseln; denn die Fahrt mit dem Wagen oder dem Boote dauert nur selten längere Zeit an. Der Sommer bringt schon durch den Strom der Reisen den reges Leben in diese Gegend. An den Hauptstraßen ist für das Verkehrswesen gut gesorgt: man kann, zumal auf Bestellung, zu jeder Stunde Wagen oder bezüglich Boote haben und wird verhältnißmäßig sehr rasch und sehr billig befördert. Jeder Einzelne, der die Straße zieht, durchschneidet alle ihm im Wege liegenden Fjorde und begegnet unterwegs regelmäßig, auch in der schmalsten Wasserbucht, mehren Booten, oder schwimmt mit einer Anzahl derselben dem gleichen Ziele zu. Alle an den Fjorden wohnenden Normannen haben selbstverständlich ihre Boote; sie sind ihnen viel nothwendiger, als unsern Landleuten der Wagen. Von diesem oder jenem Felde her muß die Ernte auf dem Boote heimgeführt werden, jeder Besuch auf dem jenseitigen Ufer erheischt dieses Verkehrsmittel. Die Kirchlein liegen zerstreut im Lande, und die Kirchspiele strecken sich oft über Flächen von vielen Geviertmeilen[38] aus, nicht selten manchen unserer Kleinstaaten an Flächeninhalt überbietend. Da muß nun das Wasser und das Boot jede größere Zusammenkunft vermitteln. Sonntags vor dem Gottesdienste gleiten die fein gebauten Nordlandsboote aus allen Richtungen herbei, dem Kirchlein zu, und entladen sich eines seltenen Reichthums von Trachten; denn jedes Thal hat fast seine eigenen, und der Unterschied in der Kleidung, je nach dem Alter oder der größeren oder geringeren Wohlhabenheit, ist bedeutend. Auch Kindtaufen und Hochzeiten rufen ein ähnliches buntes bewegtes Bild auf dem Wasser hervor, und selbst der letzte Weg, den der Normann auf der Erde zurücklegt, geschieht im Boote: denn auch die Särge werden auf diese Weise zum Friedhofe befördert, und das ganze Trauergefolge

---

[36] Schären (Sing. schwed. skär; norweg skjær bzw. skjer; isländ. sker), kleine felsige Inseln.

[37] Heute Trondheim.

[38] Eine engl. sqmi bzw. mi^2 entspricht ca. 2,58999 km^2; eine geogr. Quadratmeile entsprach allerdings einer Fläche von etwa 55–57 Quadratkilometern.

schwimmt dem Sarge nach. So werden die Fjorde recht eigentlich zum Wege für alle Verrichtungen und Begebnisse des Lebens.

Eine bequemere Straße kann es aber auch schwerlich geben, dort zwischen den hohen Bergen, wo auf dem Lande die Kunst so sehr das Ihrige thun muß, damit eine fahrbare Straße entsteht. Das Wasser erleichtert hier den Verkehr in jeder Weise. Jeder Einzelne ist ein trefflicher Fährmann, selbst seines Bootes Herr und Meister, von Jugend auf im Rudern und Segeln geübt, und kaum minder gut, als die Männer, verstehen es die Weiber umzugehen mit Steuer, Ruder und Segel.

Hierzu kommt nun noch, daß der Fischfang in Norwegen von einer weit größeren Menge betrieben wird, als an anderen Seeküsten, eben weil das Meer sich und seine so reichen Schätze vielfach auch den tiefer im Lande Wohnenden darbietet. Ist der Fischfang im Süden des Landes schon sehr bedeutend, so ist er es im Norden noch weit mehr. Hier vereinigt er nicht bloß Einzelne zu gemeinsamem Thun, sondern zeitweilig ganze Länder strecken, die Bevölkerung von Hunderten von Geviertmeilen. Da herrscht dann ein Leben, welches wirklich ohne Gleichen ist. Man sieht den Fjord bedeckt mit vielen Hunderten kleiner Boote, man findet um ein einzelnes Kaufmannshaus herum Tausende von Fischern vereinigt und sieht jeden Morgen eine wahre Flotte von Fahrzeugen hinaussteuern nach dem Meere und um Mittag und Abend die Hunderte von Fahrzeugen beutebeladen wieder zurückkehren nach dem gemeinsamen Vereinigungspunkte. Dort sammeln sich auch größere Schiffe: die schönen Nordlandsjachten liegen neben den merkwürdig häßlichen russischen Fahrzeugen in einer stillen Bucht, die jetzt zum Hafen geworden ist, vor Anker; mit stolz geblähten Segeln ziehen die einen dahin, die andern kommen, und kleine Dampfschiffe bringen allwöchentlich besonderes Leben unter das Gewühl; denn die Postverbindung da oben ist regelmäßig, und der seiner Heimath entfremdete Mann, welcher Monate lang oben im Norden verweilt, kann jede Woche fast Kunde erhalten von seinem Haus und von seinen Lieben.

Doch was ließe sich über die Fjorde nicht noch alles erzählen, wenn wir ausführlicher sein wollten! Wir müssen wohl ein Ende finden, um auch noch ein paar Worte über unsere Abbildung zu sagen: sie zeigt uns ein gar schönes Stück des prächtigen Moldefjords, der seinen Namen nach einer kleinen, lieblich zwischen Birkenwäldchen, Ulmen und Linden versteckten Stadt erhalten hat. Der Moldefjord bildet zugleich den Eingang des Romsdalfjords, und von seinen nördlichen Höhen hat man deshalb ein wahres Prachtbild von Alpen und Meer vor sich. In einer Entfernung von drei bis acht Meilen[39] erheben sich in weitem Halbkreise um und über den Romsdalfjord und dessen verschiedenen Armen ganze Gebirgszüge, Knoten, Ketten und Ausläufer des hohen Romsdalfjelds, jenes Gebirges, welches zu beiden Seiten eines der lieblichsten Alpenthäler Südnorwegens sich erhebt. Steile, himmelragende Zinnen und Kämme, zerrissen und zerklüftet, steigen wirklich oder scheinbar unmittelbar aus den Fjorden bis in den Gürtel des ewigen Schnee's empor, und in der Ferne wenigstens deckt alle Gebirgshäupter eine gemeinsame Decke; ein Gletscher reiht sich an den andern und in jedes Thal herab ziehen sich seine Ausläufer; da sind die Vinjetinder[40], die sich hoch über das Romsdalshorn[41] erheben, Skjorten[42], das Hemde, wegen seiner ewigen Eisdecke so genannt, Blavonten[43] und andere.

Dies ist das Schaubild, welches unsere Zeichnung wiedergibt. Der Standpunkt ist auf den Höhen oberhalb Molde. Im Vordergrunde zeigt sich der Moldefjord mit seinen Inseln und Halbinseln; den Gesichtskreis begrenzen die fernen Gebirge, deren schneebedeckte Zinnen in der Morgensonne erglühen. Das Romsdalshorn erkennt man an seiner Kugelgestalt, nahe dabei liegen die Troldtinder[44], eine Reihe kleinerer Bergspitzen auf einem hohen Gebirgskamm. Die Stadt Molde selbst ist von den Bergen im Vordergrunde verdeckt. Im Mittelgrunde zeigen sich die niedrigen Inseln Hierdjo[45], Sererö[46] und

[39] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[40] Norweg. Store Venjetinden.

[41] Norweg. Romsdalshornet.

[42] Norweg. skjørt, der Rock.

[43] Nicht ermittelt.

[44] Norweg. Trolltindene.

[45] Norweg. Hjertøya.

[46] Wohl Seterøya.

Bölö[47]; die dunklen Berge hinter diesen liegen auf der großen Insel Seken[48], an deren östlichem Ende im Jahre 1162 die Seeschlacht geliefert wurde, in welcher Erling Skakke[49], der Vater des Königs Magnus[50], den Gegenkönig Hako Hartebred[51] überwand und erschlug.

B.[52]

[47] Wohl Bolsøya.

[48] Norweg. Sekken.

[49] Erling Skakke (1115–1179; gefallen).

[50] Magnus V. (norweg. Magnus 5 Erlingsson; 1156–1184; gefallen), seit 1161 König von Norwegen.

[51] Håkon II. Breitschulter (norweg. Håkon 2 Herdebrei; 1147–1162; gefallen), seit 1159 König von Norwegen.

[52] Das „B." steht für Alfred Edmund Brehm (siehe hierzu S. 11, Anm. 27).



MOLDEFJORD
IN NORWEGEN.

Bibliograph Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 18-21.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [40]-42.

Hainburg an der Donau[53].

Wir haben eine Stadt vor uns, deren Stätte schon in alter Zeit von Freund und Feind als ein wichtiger Punkt im Kriege erkannt worden ist und deshalb in der Geschichte etwas gegolten hat. Ursprünglich, soweit diese zurückleuchten kann, eine celtische Stadt in Pannonien[54], von den Griechen Karnus[55] genannt, gelangte sie unter den kriegskundigen Römern, bei denen sie Carnuntum hieß, zu ihrer wahren militärischen Bedeutung. Hier war das gewöhnliche pannonische Winterquartier der römischen Truppen, die Donauflottille der Römer hatte hier eine Station, von hier aus zog Marcus Aurelius Antoninus[56] gegen die Markomannen, und hier war es endlich, wo er im Jahr 179[57] über die Markomannen und andere germanische Stämme einen großen Sieg erfocht und wo er früher einen Theil jener Selbstgespräche[58] geschrieben hat, welche die schönste und letzte großartige Erscheinung auf dem Gebiete der stoischen Philosophie genannt zu werden verdienen. Schon um dieses einen Mannes willen gehört die Stätte zu den denkwürdigen der schicksalreichen Donaulande. Auch wurde hier Severus[59] zum Kaiser ausgerufen. Im vierten Jahrhundert zerstörten die Deutschen den Ort; doch erstand er bald wieder aus Schutt und Asche und erlebte als Standquartier der XIV. Legion eine zweite Blüthe. Ihr machten die Ungarn ein Ende, und dieser zweite Untergang begrub auch den alten Namen mit. Auf den Ruinen Carnuntums, unter welchen noch fortwährend werthvolle Alterthümer gefunden werden, erhob sich die deutsche Stadt Hainburg. Das Bergschloß[60] oberhalb der Stadt diente nun häufig nichtregierenden Gliedern des österreichischen Fürstenhauses zum Aufenthaltsort. Seine kriegerischen Schicksale hatte Hainburg jedoch damit noch nicht geschlossen, noch zweimal, in den Jahren 1260[61] und 1619[62], wurden hier blutige, aber

---

53 Lat. Carnuntum.

54 Pannonien ist eine hist. Landschaft in Westungarn, deren Name sich von der röm. Provinz „Pannonia“ ableitet.

55 Ein griech. Name für Hainburg ist nicht überliefert.

56 Marcus Aurelius (121–180), seit 161 römischer Kaiser.

57 Mark Aurel (s. o.) führte von 166 bis zu seinem Tod zwei Markomannenkriege, in denen Carnuntum/Hainburg als Militärbasis zwar eine nicht unbedeutende Rolle spielte, von einer dort gegen die Markomannen siegreich geschlagenen Entscheidungsschlacht ist jedoch nichts bekannt.

58 Die berühmten „Selbstbetrachtungen (griech. Τὰ εἰς ἑαυτόν, Ta eis heautón) von Mark Aurel (siehe hierzu S. 19, Anm. 56).

59 Lucius Septimius Severus Pertinax (146–211), der am 9. April 193 in Carnuntum/Hainburg von den pannonischen Truppen zum römischen Kaiser ausgerufen wurde.

60 Die Ruine Heimenburg aus dem 12. Jhd.

61 Um 1260 erfuhr die Heimenburg lediglich eine Verstärkung der Befestigung gegen die zu erwartenden Ungarneinfälle.

62 1619/20 wurde Hainburg dreimal von den Truppen des siebenbürgischen Insurgenten Gabriel Bethlen (ungar. Bethlen Gábor; slowak. Gabriel Betlén; ca. 1580–1629) belagert, konnte von diesem aber nicht eingenommen werden.



HAIMBURG an der DONAU

siegreiche Schlachten gegen die Ungarn geschlagen, und auch an sonstigem Kriegsdruck hat diese Donaustadt in allen großen Kämpfen Deutschlands und Oesterreichs keinen Mangel gelitten. – Gegenwärtig gehört sie in der politischen Eintheilung zu den Städten des Viertels unter dem Wienerwalde, im Lande Oesterreich unter der Ens[63].

Weiter nichts? Allerdings!

Die österreichische Monarchie hat keine zweite Stadt, deren Name so oft gedruckt in die Hand des Volks geliefert wird, als der Hainburg's – auf k. k.[64] Tabakspacketen, denn Hainburg ist die bedeutendste Aerarial[65]-Tabaksfabrik des Kaiserstaats.

Bekanntlich hat kein Kraut der Welt so wunderliche Schicksale erlebt, wie der Tabak. Unscheinlich kam es aus der neuen Welt herübergeschlichen. Als ein Curiosum wurde es betrachtet, daß die Wilden, die Indianer, den Rauch der glimmen den Blätter dieser Pflanze sich in's Gesicht blasen ließen oder ihn mittels Röhren in den Mund zögen und dann selbst ausbliesen. Man wunderte sich, man lachte über die häßliche Sitte der armen rohen Leute. Es war um das Jahr 1560, wo der französische Gesandte am portugiesischen Hofe, Jean Nicot[66], der Königin Katharina von Medicis[67] die erste Tabakspflanze zeigte und wo die ersten Samenkörner probeweise im botanischen Garten zu Paris gelegt wurden. Wer hätte damals geahnt, daß gegen den Gebrauch dieses Krauts zum Rauchen und zum Schnupfen schon fünfzig, sechzig und siebenzig Jahre später mit den schwersten Strafen gekämpft, daß er nicht etwa nur mit Geldstrafe, Gefängniß und Pranger gebüßt werden mußte, sondern der Verlust der Nase, Bann und Tod darauf gesetzt wurden, und dies Alles vergeblich, ja, daß dreihundert Jahre später die Staatskasse von Frankreich allein aus diesem unscheinlichen Pflänzchen eine Jahreseinnahme von weit über hundert Millionen Francs ziehen würde? –

Zu denjenigen Schicksalen des Tabaks, welche einzelnen europäischen Völkern und uns selbst vom Standpunkt einer freien volkswirthschaftlichen Anschauung aus mehr als wunderlich erscheinen, gehört die finanzwissenschaftliche Behandlung desselben, die in Europa eine sehr verschiedene ist. In einigen Staaten ist nämlich Anbau, Fabrikation und Vertrieb des Tabaks frei, nur von ausländischer Waare wird ein Zoll erhoben und vom Tabaksland hie und da eine etwas höhere, nach der Ertragsfähigkeit berechnete Grundsteuer bezogen. So geschieht es in den deutschen Zollvereinsstaaten[68]. In andern Staaten, oder eigentlich nur in England, Schottland und Irland, ist zwar die Tabaksfabrikation vollkommen frei gegeben, der Tabaksbau dagegen durchaus verboten und auf allen eingehenden Tabak ein hoher Zoll gelegt. Endlich gibt es noch eine dritte Staatengruppe, in welcher das sogenannte Tabaksmonopol herrscht. Dort ist den Staatsangehörigen die Fabrikation des Tabaks gänzlich untersagt, die inländischen Tabakspflanzer dürfen ihre streng kontrolirten Erzeugnisse nur an den Staat verkaufen, und ausländische Waare kann entweder nur vom Staate oder von Staatsangehörigen nur nach besonders

---

[63] Österreich unter/nieder der Enns, das heutige Niederösterreich.

[64] Abkürzung für „kaiserlich, königlich", wobei „kaiserlich" für den österr. Kaisertitel, „königlich" für die habsburgischen Königstitel von Ungarn und Böhmen stand; das „k. k." wurde nach dem österr.-ungar. Ausgleich von 1867 durch das noch heute allseits bekannte „k. u. k." abgelöst, wobei das zweite „k." nun explizit für das innerhalb der österr.-ungar. Donaumonarchie weitgehend eigenständige Königreich Ungarn stand.

[65] Von lat. aerarium, die röm. Staatskasse (von lat. aes, Bronze, dem gängigsten Münzmetall), später allg. Vermögen eines Staates; aerarisch bzw. aerial bedeutet also zum Staatseigentum gehörend, staatseigen.

[66] Der frz. Diplomat und Lexikograph Jean Nicot, sieur de Villemain (1530–1604), der die Tabakpflanze in Europa heimisch gemacht hatte; der frz. Botaniker Jacques Daléchamps (1513–1588) benannte deshalb 1586 nach jenem die Tabakpflanze Herba nicotiana (heute: Nicotiana tabacum).

[67] Caterina Maria Romula de' Medici (1519–1589), duchessa di Urbino, durch Heirat mit Heinrich II. (frz. Henri II; 1519–1559) seit 1547 Königin von Frankreich.

[68] Der preuß. dominierte „Deutsche Zollverein" war ein Zusammenschluß von Staaten des Deutschen Bundes für den Bereich der Zoll- und Handelspolitik. Er trat durch den am 22. März 1833 unterzeichneten Zollvereinigungsvertrag am 1. Januar 1834 in Kraft. Neben Preußen umfaßte der Deutsche Zollverein zu Beginn das Großherzogtum Hessen, Kurhessen, die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen sowie die thüringischen Einzelstaaten. Bis 1836 traten noch Baden, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt bei. 1842 erweiterte sich das Zollgebiet zusätzlich um Luxemburg, Braunschweig und Lippe, 1854 folgten als Letzte noch das Königreich Hannover sowie das Großherzogtum Oldenburg. Damit umfaßte der Zollverein vor der Konstituierung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 circa 425.000 km².

eingeholter Erlaubniß und gegen sehr hohe Steuer bezogen werden. Staaten, welche auf diese Weise das Tabaksfabrikations-Alleinrecht behaupten, sind Frankreich, Portugal, Spanien, Rußland und Polen, Oesterreich und ehedem auch mehre Staaten des jetzigen italienischen Königreichs.

Schon mehr als einmal haben in Frankreich um der Härte des Tabaksmonopols willen ganze Provinzen mit Empörung gedroht, und noch heute ist es in der That empörend, wie weit die Anmaßungen des Monopols dort gehen: denn der französische Pflanzer, der seine ganze Ernte an den Staat abliefern muß, erhält auch noch von einer Abschätzungs-Kommission die Preise für seine Erzeugnisse diktirt! Kein Wunder, daß Frankreich noch heute mehr als ein Viertel seines Tabaksbedarfs aus dem Auslande be ziehen muß und daß an seinen Grenzen ein Schmuggelhandel blüht, der in Europa seines Gleichen sucht. Ist doch der Staat genöthigt, mit dem Schmuggel im Publikum selbst um die Konkurrenz zu kämpfen, denn er muß in allen Grenzdistrikten die ordinären Tabakssorten billiger verkaufen, als im Innern, um dem Schleichhandel die Procente zu schmälern.

Dennoch steht sich der Staat gut bei seinem Geschäft, wie das nicht anders sein kann, wo er, Geschäftsherr über Rohprodukt, Fabrikat und Preis, das Machtwort führt; was fragt die Staatskasse darnach, daß gerade die ärmsten Volksklassen ihr die schwersten Opfer bringen müssen? Es ist notorisch, daß der Gewinn des französischen Monopols für die besten eingeführten Cigarren des Auslands nur 75 ½ Procent beträgt, während dieser bei den billigsten ordinären Rauchtabaksorten bis zu der enormen Höhe von 360 Procent steigt.

In Oesterreich herrscht das Tabaksmonopol des Staats seit dem Jahre 1786[69], Ungarn natürlich ausgenommen, das ihm erst im Jahre 1851 unterworfen wurde und 1861[70] sich selbst davon befreite. – Für die Finanzen Oesterreichs ist das Tabaksmonopol eine Lebensfrage, die Summe, die es ihm z. B. nur in den Jahren 1851 bis 1856 einbrachte, betrug nicht weniger als 127,074,228 Gulden[71], und da in dieser Zeit die Ausgaben sich auf 114,641,977 Gulden stellten, so verzinste sich demnach das Betriebskapital mit 110 Procent. – In der Strenge gegen unbefugten Tabaksbau im Innern und gegen die Schmuggler von außen wetteifert es mit Frankreich, und sein Fabrikat ist so berüchtigt, wie jenes, auch wenn ihm das Lob mit Recht gemacht wurde, daß es nicht, wie im Jahr 1856 den Fabriken in Hamburg und Bremen nachgerechnet werden konnte, zur Veredelung ihres Pfälzers sich der Runkelrübenblätter bedient habe. Unsere Leser wissen, was wir über das Monopolwesen denken. Es richtet sich selbst. Es richtet sich nicht nur, weil es jedes Staats unwürdig ist, selbst, auf eigene Rechnung und mit allen Vortheilen seiner Mittel und Macht, Gewerbe und Handel zu treiben, sondern auch, weil das Monopol stets dem obersten Besteuerungsgrundsatz, dem der gleichen Besteuerung aller Klassen, zuwiderhandelt, abgesehen von den verbrecherischen Handlungen, zu denen es die Staatsangehörigen verführt oder gar zwingt. – Es ist aber auch auf diesem alten Sündenfeld der Staatsgewalt, wie auf anderen, deren Reinigung schließlich doch gelungen: das Urtheil der Wissenschaft über das Monopolunwesen steht längst fest und es stimmen mit ihm die Erfahrungen und die Wünsche aller Völker überein, die noch von solchen Finanzketten umschlossen sind, aber diese Ketten trotzen dem allgemeinen Verdammungsspruch so lange, bis die Noth gehoben ist, die sich an sie klammert, oder bis die Noth selbst es ist, die sie bricht.

[69] Recte: 1784.

[70] Recte: 1867.

[71] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 33-36.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [269]-272.

Giebichenstein.

Die Sage ist die schöne Mutter der Geschichte. An ihren Brüsten trinkt sie Nahrung und Wachsthum; in ihrem Schooße ruhend, blickt sie mit reinen heiteren Kindesaugen die Welt und die Poeten an. Wie nüchtern wäre die Welt und die Poesie, ja, die Geschichte selbst, wenn nicht der Sage goldener Schimmer sie umkleidete und „den hohen Ernst im kind'schen Spiele"[72] mit wundersamen Tönen verkündete! – So soll auch jetzt sie uns führen! So wollen wir inmitten der Geschichte und der Sage zum Giebichenstein wandern; denn nur Eines ist, was denselben erhalten hat in der Erinnerung des Volkes, was ihn uns lieb erhält, den alten Trümmerhaufen an der Saale; was uns zu ihm hinauflockt vom nahen Halle aus oder dem noch näheren Saalbad Wittekind[73]. – Es sind das nicht die 12 Tausend Jahre, die sein Gestein decken; nicht die Erzbischöfe, die Jahrhunderte lang hier hausten und unter sich und mit den benachbarten Städten und Fürsten blutig stritten; nicht die fürstlichen Gefangenen, die hier im Kerker schmachteten, wie Markgraf Heinrich von Oesterreich[74], Herzog Gottfried von Lothringen[75] und Herzog Ernst II. von Schwaben[76]: es ist einzig nur die Sage von Ludwig dem Springer[77]!

Das war der wilde kühne Sohn Ludwig des Bärtigen[78], der zweite Ludwig von Thüringen; hineinragend in seine Gegenwart, wie eine Erscheinung aus dem untergegangenen Geschlechte der Nibelungen. Früh und unglückselig vermählte er sich mit der stolzen, kalten, herben Tochter[79] des Herzogs Ulrich von Sachsen[80], bis sein heißes, stürmisches Herz die Fesseln brach, er das Weib heimschickte zu ihrem Vater und die ganze volle Gluth der Liebe zuwandte der jungen, schönen, liebe-

---

[72] Der frei zitierte letzte Vers aus Ernst Schulzes (1789–1817) Gedicht „Glosse zum 23ten October 1814" das zu finden ist in der Ausgabe „Sämmtliche poetische Werke […]. – Neue Ausgabe […]. Dritter Theil" (Leipzig: F. A. Brockhaus 1822), S. 78-80; hier bes. S. 80. Der von Antoine-Jean-Baptiste Coupé (1784–ca. 1852) geschaffene Stich in Punktmanier wurde folgendem Werk entnommen: „Urania. – Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1820. – Neue Folge, zweiter Jahrgang. – […]" (Leipzig: F. A. Brockhaus [1819]).

[73] Das Solbad Wittekind im Stadtteil Giebichenstein von Halle a. d. Saale.

[74] Recte: Heinrich von Schweinfurt († 1017), seit 980 Markgraf von Schweinfurt, ab 981 Graf an der unteren Naab, 983 Graf an der unteren Altmühl, 994 Markgraf auf dem bayer. Nordgau und 1002 Graf im Radenzgau; er war 1004 auf Giebichenstein gefangengesetzt.

[75] Gottfried III. der Bärtige (ca. 997–1069), seit 1044 Herzog von Oberlothringen, ab 1065 auch von Niederlothringen und seit 1056 Markgraf von Tuszien; er wurde 1055/56 auf der Burg gefangen gehalten.

[76] Ernst II. (ca. 1010–1030; gefallen) aus dem Geschlecht der Babenberger, seit 1015 Herzog von Schwaben; er war 1027 bis 1029 auf der Burg inhaftiert.

[77] Ludwig der Springer (1042–1123), Graf in Thüringen; seine Gefangenschaft auf Burg Giebichenstein ist historisch nicht belegt und gehört wohl in das Reich der Sage.

[78] Ludwig der Bärtige (lat. Ludovicus cum barba; ca. 1020–1080), der Stammvater der Ludowinger, der Landgrafen-Dynastie im mittelalterl. Thüringen und Hessen.

[79] Ludwig der Springer (siehe hierzu S. 23, Anm. 77) war mit Adelheit von Stade (siehe hierzu S. 24, Anm. 81) verheiratet.

[80] Wohl Ordulf († 1072), seit 1059 Herzog in Sachsen.

sehnsüchtigen und unglücklichen Gattin[81] des alten, kranken, finsteren Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen[82], fast wie eingemauert wohnend auf der Weißenburg bei Scheiplitz.

Aber die Liebe durchbricht und überfliegt alle Mauern und so liebten sich denn Ludwig und Adelheid mit aller Gluth jugendlicher Leidenschaft. Und solcher Gluth muß oft auch Sitte und Recht weichen; so mag's denn auch hier wohl gewesen sein: Pfalzgraf Friedrich wurde – man sagt durch List seines Weibes – nachgesendet dem in seinen Revieren jagenden Ludwig und lag bald als todter Mann im schönen, rauschenden Walde; ob von Ludwig selbst oder von dessen Mannen ermordet: wer weiß! – Aber das weiß man, daß Ludwig bald darauf die schöne Wittwe als sein eheliches Gemahl auf die Schauenburg führte. Ein altdeutsches Lied mag diese Das alte Lied von der Frau von Weißenburg.

1.
Was wollen wir aber singen, was?
Wollen wir heben an ein Lied
Von der Frauen zu Weißenburg,
Wie Sie ihren Herrn verrieth?

2.
Sie ließ ein Brieflein schreiben
Gar fern in's Thüringer Land,
Zu ihrem Ludwig Buhlen,
Daß er käme zur Hand.

3.
Er sprach zu seinem Knechte:
Sattel Du mir mein Pferd,
Wir wollen gen der Weißenburg reiten,
Es ist wohl reitenswerth.

4.
Gott grüß Frau Adelheid schöne!
Wünsch' Euch ein'n guten Tag!
Wo ist Euer edler Herre,
Mit dem ich kämpfen mag?

5.
Die Frau leugnet ihren Herren
Im Schein falschen Gemüths,
Er reit't nächten spate
Mit Hunden auf die Jagd.

6
Wo Ludwig unter die Linden kam,
Wohl unter die Linden so grüne,
Do kam der Herr von der Weißenburg
Mit seinen Winden so kühne.

7.
Willkommen, Herr von der Weißenburg.
Gott geb' Euch guten Muth!
Ihr sollt nicht länger leben,
Denn heut diesen halben Tag.

8.
Soll ich nicht länger leben,
Als heut diesen halben Tag,
So klag ich's Christ vom Himmel,
Der alle Ding wenden mag.

9.
Sie kamen hart zusammen,
Mit Worten, Zorn so groß,
Daß Einer zu dem Andern
Sein Armbrost abschoß.

10.
Er sprach zu seinem Knechte:
Nu spann Dein Armbrost ein!
Und scheuß den Herrn zur Weißenburg
Zur linken Seiten h'nein.

11.
Warum sollt ich ihn schießen
Und morden uff dem Plan?
Hat er mir doch sein Leben lang
Noch nie kein Leid gethan!

12.
Do nahm Ludwig sein'n Jägerspieß
Selber in seine Hand;
Durchrannt den Pfalzgraf Friedrich
Unter den Linden zu todt.

13.
Er sprach zu seinem Knechte:
Reit mit zur Weißenburg,
Do seind wir wohl gehalten
Nach unserm Herz und Muth.

14.
Do er nun geg'n der Weißenburg kam
Wohl unter das hohe Haus,
Do sahe die falsche Fraue
Mit Freuden zum Fenster aus.

[81] Adelheid von Stade (ca. 1060–1110).

[82] Friedrich III. von Goseck (ca. 1065–1085; ermordet); Ludwig der Springer (siehe hierzu S. 23, Anm. 77), der Friedrichs Witwe (s. o.) geehelicht hatte, wurde jedoch völlig zu Unrecht des Mordes bezichtigt.

15.
Gott grüß Euch, edle Fraue!
Und bescher Euch Glück und Heil!
Euer Will ist ergangen,
Todt habt Ihr Euern Gemahl!

16.
Ist mein Will ergangen,
Mein edler Herre todt,
So will ich’s nicht eher glauben,
Ich seh denn sein Blut so roth.

17.
Er zog aus seiner Scheiden
Ein Schwert, von Blut so roth;
Siehe do Du edle Fraue
Ein Zeichen Deines Herren Tod!

18.
Sie rang Ihre weißen Hände,
Rauft aus ihr gelbes Haar,
Hilf, reicher Christ vom Himmel!
Was hab ich nun gethan!

19.
Sie zog von ihrem Finger
Ein Ringlein, von Golde so roth,
Siehe du, du Ludwig Buhle
Meiner dabei gedenk!

20.
Was soll mir doch das Fingerlein,
Das unrecht gewonnen Gold?
Wann ich daran gedenke,
Mein Herz wird nimmer froh!

21.
Deß erschrak die Frau von der Weißenburg,
Fasset ein traurigen Muth.
Verlaß mich, holder Fürste, nicht,
Mein edler Herr ist todt![83]

Wohl hatten gegen Ludwigs mörderische That sich Stimmen erhoben bei Kaiser Konrad[84]; der aber war Ludwigs Freund und ließ ihn frei schalten und walten, ließ ihn die stolze Wartburg erbauen, Freiburg und Neuenburg an der Unstrut, ließ ihn Eisenach befestigen, ließ ihn wachsen am Gebiet und Ruhm und Ehren. – Aber Kaiser Konrad starb und bei seinem Nachfolger klagten die Verwandten des ermordeten Pfalzgrafen von Neuem und mit besserem Erfolg: der neue Kaiser[85] forderte den Landgrafen vor sein Gericht, und als Ludwig nicht erschien, wurde er in die Acht gethan und alle kaiserlichen Mannen mußten auf ihn fahnden. Lange Zeit entging er ihnen mit Muth und Klugheit; er lebte abwechselnd bald auf dieser, bald auf jener seiner Burgen; doch auch ihm sollte die Stunde kommen: List gegen Muth schlug ihre Netze um ihn; er wurde gefangen und nach Giebichenstein gebracht.

Der Kaiser war nicht im Reich und so mußte denn der hartgefangene Ludwig zwei Jahre und acht Monate auf das Urtheil desselben warten. Daß es „auf Tod“ lauten werde, glaubten Alle, und dem nun nahenden Kaiser voran eilte auch schon die Bestätigung dieser Vermuthung; die Vollziehung des Urtheils hing bereits am nächsten Augenblicke. Darob erbebte die Seele des Verurtheilten in Todesfurcht und dieser Furcht entsprang der Muth zum höchsten Wagniß: vom mehr als thurmhohen Felsen der Burgmauer hinab zu springen in die Saale! – Mit scheinbarer Zerknirschung, Krankheit, Todesbereitschaft bethörte Ludwig die Gefangenwärter, so daß sie dem verurtheilten Sünder die Ketten abnahmen und mehr Freiheit ließen, so daß er stundenlang den Felsen beschreiten konnte, von dem aus er seine Befreiung oder den Tod in den Fluthen gewinnen wollte. Mitleid und Ehrfurcht, Liebe und Geld bestachen dann Boten und Knappen, die von nah und fern Freunde beriefen mit Pferden, Waffen und Dienern zur rechten Stunde und an rechter Stelle. Ein weiter Mantel wurde für den scheinbar Kranken, fiebernd Fröstelnden herbeigeschafft: er sollte ihm zum Flügel werden beim jähen Fluge in die Tiefe. Jetzt war

[83] Das Lied erschien erstmals um das Jahr 1560 als Fliegendes Blatt in Nürnberg und wurde später in die berühmte, von Achim von Arnim (1781–1831) und Clemens von Brentano (1778–1842) herausgegebene Volksliedsammlung „Des Knaben Wunderhorn – Alte deutsche Lieder […]“ (Heidelberg: Mohr u. Zimmer 1806), S. 242-245 aufgenommen.

[84] Konrad ([III.]; 1074–1101), von 1087 bis 1098 römisch-deutscher König und von 1093 bis 1098 König von Italien; zudem war er von 1076 bis 1087 Herzog von Niederlothringen und Markgraf von Turin.

[85] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

die rechte Stunde gekommen; fernab lagerten die Wächter beim Knöchelspiel[86], nur dann und wann einen sorglichen Blick auf den dichtverhüllten Kranken, auf den armen, zerknirschten Sünder werfend. Der aber hob sich plötzlich hoch und stolz empor, breitete weit seinen Mantel aus, und mit dem Rufe: „Gott mit mir! – zu meinem Weibe oder in den Tod!“ sprang er weit ab vom Felsen, sauste er hinunter bis tief auf den Grund der Saale, daß die Wellen laut klatschend, hoch und weißschäumend über ihm zusammenschlugen. Doch kräftig tauchte er wieder empor, vom lauten Halloh harrender Freunde und Diener begrüßt; mit starkem Arm an’s Land, mit raschem Sprung auf’s Roß, noch einen Handgruß hinauf zum Giebichenstein und nun mit Windeseile dahin fliehend. Da oben aber standen die Wächter, erst starr und bleich, dann zitternd und heulend; sie glaubten, der leibhaftige Teufel habe den Landgrafen geholt. – Das ist die Geschichte vom Giebichenstein, die uns das alte Gemäuer noch so lieb macht. Und steht Ihr auf demselben und schaut hinab, oder schaut Ihr hinaus vom Flusse zu der schroffen Höhe, dann untersucht nicht mit geometrischem Blick die Möglichkeit jenes Wagnisses; glaubt daran wie an Tells Apfelschuß; glaubt daran, weil es die Sage erzählt, die holde Mutter der Geschichte! – Und an ihrer Hand wandern wir weiter vom Giebichenstein nach Reinhardsbrunn.



Ernst Schulze
(siehe hierzu S. 23, Anm. 72).

[86] „das knöcheln, ἀστραγάλισις [astragálisis, ‚das Würfelspiel‘]: die hasardspiele, bei denen es keineswegs mehr wie bei dem altitalischen knöchelspiel um nüsse gieng“ (DWG, Bd. 11, Sp. 1454).



GIEBICHENSTEIN
AN DER SAALE

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 53-55.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [267]f.

St. Moritz[87] und Silva Plana im Engandin.

Graubündten, das Land der Gletscher und der wildesten und erhabensten, wie der lieblichsten und üppigsten Naturscenerien, bietet im Engadin, dem schmalen Thal des Inn, nicht nur eines seiner pittoreskesten Thäler, sondern zugleich eine der merkwürdigsten Gegenden des Alpenlandes, ja Europa's dar. Es beginnt bei den Quellen des Inn, am südlichen Fuße der Nalar[88] (zwischen Septimer[89] und Julier[90]) und erstreckt sich in nordöstlicher Richtung, sanft absinkend, 18 Stunden[91] lang bis zur Felsenschlucht Finstermünz[92], die es von Tyrol scheidet. Bei Zernetz[93] trennt eine tiefe Schlucht, über welche eine Brücke, die Pont aut (*pons altus*), führt, das Ober vom Unter-Engadin; in jenes versetzt uns unser Bild. Was nun eben diesem Theile des Thales, dem Ober-Engadin, eine ganz besondere Merkwürdigkeit verleiht, ist die bedeutende Kultur, die starke Bevölkerung in zahlreichen und stattlichen Dörfern, der Wohlstand, ja Reichthum der Bewohner – bei der außerordentlich hohen Lage des Thals, die z. B. in St. Moritz 5570 Fuß ü. M. beträgt und der kaum ein anderes bewohntes Thal der Schweiz gleichkommt. Leopold von Buch[94] äußert sich darüber mit der ihm eigenen Frische lebendiger Anschauung also: „Wenn man dies Thal erreicht, glaubt man kaum vom Bernina herunter gestiegen zu sein, und würde sich nicht verwundern, sich hier zwischen Sennhütten und Alpenwohnungen versetzt zu finden. Allein ein solches Thal, welches in jeder andern Lage ein hohes Gebirg sein würde und zu dem emporzusteigen man Tage lang Zeit gebraucht hat, so bewohnt, mit so großen und schönen Dörfern in seiner ganzen Ausdehnung besetzt zu finden, wird allemal sonderbar überraschen. Die Grenze der Bäume läuft nicht hoch über dem Grunde an den Abhängen des Thales fort; die Alpennatur ist auf den Wiesen entwickelt und Schneegipfel steigen von beiden Seiten ganz nahe über den grünen Alpen hervor. Doch sind es hier nicht Alpenhütten, welche die Menschen bewohnen, sondern Paläste – so groß, geräumig und zierlich sind hier die Häuser gebaut. Balkons mit künstlichen, eisernen Geländern, große Freitreppen, symmetrisch vertheilte Fenster und blendend weiße Wände lassen keinen Alpenhirten hinter solchen Mauern erwarten. Noch weniger die Menge der schnell auf den wohlerhaltenen Chausseen fortrollenden Wagen, die sich auf einer Höhe bewegen, zu der man die Saumpferde[95] und Bergwägelchen nur eben mit großer Mühe auf schmalen Fußwegen sich hat hinaufarbeiten sehen. Ein solches Schauspiel bietet

---

[87] Rätorom. San Murezzan; ital. San Maurizio.

[88] Der Piz Nalar.

[89] Der Septimerpass (rätorom. Pass da Sett; ital. Passo del Settimo).

[90] Der Julierpass (rätorom. Pass dal Güglia bzw. Pass digl Gelgia; ital. Passo del Giulia).

[91] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km an-gesetzt.

[92] Altfinstermünz (rätorom. Vestmezia).

[93] Zernez.

[94] Der dt. Geologe Leopold von Buch (1774–1853).

[95] „pferd, das zum lasttragen verwendet wird; packpferd" (DWG, Bd. 14, Sp. 1919).

Europa schwerlich zweimal dar, und bei dieser Lebendigkeit und Kultur würde man die so noch sichtliche Grenze des aufhörenden Lebens an den Bergen gern für Täuschung halten; sie ist es aber nicht."[96] – Diese Höhenlage verleiht dem Ober-Engadin das rauhe Klima der Gebirge, mit denen es den langen Winter, den Mangel an Laubholz, die Flora und Fauna der Alpenregion gemein hat. Der Reisende freilich, der an heiteren Sommertagen das Thal durchwandert, spürt wenig davon. Wunderbar lieblich lacht ihn die Gegend an, und die leichte Atmosphäre, der reine, tiefblaue Himmel, die bunte Flora auf den Thalwiesen, das helle Berggrün der Alpenweiden erheitern und erfrischen sein Gemüth. Aber merkwürdig rasch wechselt die Temperatur. Bei den brennenden Strahlen der Mittags sonne weht oft plötzlich ein schneidender Luftzug und auf den wärmsten Julitag folgt eine Nacht, die über Wiesen und Dörfer eine dichte Reifdecke streut. Ebenso reißend schnell ist der Uebergang vom Sommer zum Winter. In kaltem Reif erglänzt mit einemmal das Thalgefilde, die Natur erstarrt, die Seen gefrieren, im Wintergewande schlummert die Erde, und abermals blickt der reinste Himmel auf sie nieder. Nun werden die Eisflächen der Seen zu glatten Straßen und das Schlittengeläute rasselt über sie hin. – Dem Klima verdankt somit das Ober-Engadin, wie wir sehen, wenig, Alles dagegen der Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden, der Betriebsamkeit und Freiheit seiner Bewohner. Indessen fließen die Haupt quellen des Wohlstandes, der sich überall ankündigt, nicht im heimatlichen Thale, sondern im Auslande. Zugvögeln gleich wandert ein ansehnlicher Theil der männlichen Bevölkerung alljährlich fort, um in der Fremde Unterhalt und Vermögen sich zu erwerben. Fast in allen großen Städten, zumal des südlichen Europa, trifft man die Männer aus dem Engadin mit ihren dunkeln Haaren und scharfgeschnittenen Gesichtern – ein Zeichen ihrer romanischen Abkunft –, in allerlei Handelsgeschäften, besonders aber als Zuckerbäcker, Chokoladefabrikanten, Kaffeewirthe etc. thätig. Hat dann Einem das Glück freundlich gelächelt, dann hält ihn länger nichts in der Fremde. Aus dem Gewühl der schönsten Städte kehrt er zurück in sein einsames Vaterdorf, aus den hesperischen[97] Gefilden Italiens heim in seine theueren Berge, um sich hier auf vaterländischer Erde mit dem erworbenen Vermögen ein Haus zu bauen und den Rest seiner Tage in Ruhe zu genießen.

Das Ober-Engadin zählt in 10 Kirchengemeinden 4300 reformirte Einwohner, hat eine Fülle herrlicher Matten und Waldungen und nicht weniger als 14 Seen, von denen vier durch den Inn gebildet werden. Eine dieser Seeansichten stellt unser Bild dar: es ist die vom Camfeer-[98] und Silvaplaner-See[99] gegen die gewaltigen Massen und Firnen der Piz della Margna – eine jener Gegenden, die man, einmal gesehen, nimmer vergißt. An der Scheide der beiden Seen, die so sanft vom anschwellenden Ufer umfangen ruhen und, indem die Umrisse der bewaldeten Ufer oder der schneebedeckten Gipfel der Hochgebirge sich darin spiegeln, der Alpenlandschaft ein so feierliches Aussehen geben, liegt Silva Plana, und da, von wo die schöne Scene sich öffnet, am Uferhügel des See's: St. Moritz, letzteres ein viel besuchter Bade- und Kurort, mit einem berühmten Sauerbrunnen.

---

[96] Leopold von Buch (siehe hierzu S. 28, Anm. 94) in seinem Beitrag „3. Ueber das Bernina-Gebirge in Graubündten. […]", der in folgendem Werk erstmals veröffentlicht wurde: „Taschenbuch für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Endteckungen herausgegeben von Karl Caesar Ritter von Leonhard […]. – Sechszehnter Jahrgang. – […]" (Frankfurt a. Main: J. Christ. Hermann 1822), S. 31-63; hier bes. S. 39f. Der Autor dürfte diese Passage jedoch dem Artikel „Das Thal Engadin in Graubündten" in dem von August Wilhelm Grube (1816–1884) herausgegebenen Werk „Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Natur- und Völkerkunde. – […]. Achte Auflage" (Leipzig: F. Brandstetter ^{8}1860), S. 147 entnommen haben.

[97] Siehe hierzu S. 13, Anm. 29.

[98] Champfèrersee (rätorom. Lej da Champfèr).

[99] Silvaplanersee (rätorom. Lej da Silvaplauna).



St MORIZ und SILVA PLANA
Ct GRAUBÜNDTEN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 64-66.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [254]-256.[100]

Der Norangfjord[101] am Eismeer.

Das vorstehende Bild versetzt uns in das norwegische Lappland, in die sogenannte Tundra, jenen merkwürdigen Landstrich, der, als das äußerste Vorwerk vegetabilischen und animalischen Lebens, den hohen Norden unseres Kontinents gegen die ewig anstürmenden Fluthen des Polarmeers vertheidigt. Die Tundra zieht einen Gürtel um die Polarregion, mit einem ebenso eigenthümlichen, abgeschlossenen, einförmigen Landschaftscharakter, mit ebenso ihm eigenen Klima, Pflanzenwuchs und Thierleben, wie der Gürtel der Sahara, der die Aequatorgegenden des heißesten Erdtheils vor den kühlenden Nordwinden schützt. Nur ist es in jenem das Wasser allein, welches ihm seine Zeichen einstickt, Zeichen, die hier aber nicht Gedeihen und Leben, sondern Armuth und Tod andeuten. Im glühenden Afrika endet die Wüste da, wo der Himmelsthau sich auf die dürstende Erde herabsenkt; im Norden beginnt sie, wo das Wasser zur Herrschaft kommt; das wenig begehrende Land wird mit Wenigem gesättigt, und der Ueberfluß von dem, was im Süden Leben hervorruft, bringt hier nur traurige Oede und Armuth zum Vorschein.

Die Tundra ist eine Wasserwüste, ein einziger, ungeheuerer Morast, aus dem sich, gleich Inseln, einzelne ausdruckslose Bergzüge erheben, und die wenigen wasserärmeren Stellen, welche der Schweiß des Menschen sich dienstbar machte, sind die Oasen dieser Wüste. Ein unbeschreiblich trauriges Bild! Hügelchen an Hügelchen mit Moos bedeckt, Gräben, Lachen, Teiche dazwischen, in denen Sumpfgras und Halmschilf wuchert, kein Baum, kaum ein Strauch, nur in den geschützteren Thälern verkrüppelte Birken und Weidenbüsche, nur hier wirkliches Gras und bisweilen wirkliche Blumen – das sind die einzigen Spuren von Lebenskraft dieses Wüstenlandes. Und seine Bewohner? – Blos an den wasserreichen, großen Flüssen, welche sich aus dem Abfluß von Hunderten von Thälern bilden, trifft man einzelne Hütten an, welche von nomadisirenden Lappen[102] zeitweilig bezogen werden, deren elendes, freudloses Dasein vortrefflich zu der Armuth der sie umgebenden Natur stimmt.

Suchen wir uns für die eisige Kälte der Muttererde und das fahle Grau ihres Angesichts an der Farbengluth des Himmels über ihr zu entschädigen!

Wohl ist es eine eigene Pracht, die der in glücklicheren Breiten Geborene sich nimmer träumen mag, wenn er zum ersten Male die Grenze überschritten hat, bis zu welcher es noch dreihundertfünfundsechzigmal im Jahre Tag und Nacht gibt, wenn er in jene Kreise eingetreten ist, in denen der Sommer nur ein einziger Tag und der Winter nur eine einzige Nacht ist. Aber es ist eine kalte und beängstigende Pracht, welche man vor sich sieht, und der glückliche Süden mit seinem ewigen Wechsel zieht Einen

[100] In der Pracht-Ausgabe beginnt der erste Absatz folgendermaßen: „Wir vervollständigen mit vorstehendem Bild unsere Schilderung der Rennthierzone: des norwegischen Lapplands, welche wir bei Erwähnung des Porsangerfjord [in der Octavausgabe Bd. XVI, S. 44ff.] kürzlich unseren Lesern gegeben haben, und fügen nur eine kurze Charakteristik der Tundra, dieses merkwürdigen Landstrichs, hinzu, der, als das äußerste Vorwerk vegetabilischen und animalischen Lebens, den hohen Norden unseres Kontinents gegen die ewig anstürmenden Fluthen des Polarmeers vertheidigt […]“, um dann wie oben fortzufahren.

[101] Norweg. Norangsfjorden.

[102] Die Samen.



NORANGFJORD

mit aller Kraft zurück und erfüllt die ganze Seele so mit Sehnsucht nach ihm, daß man sich kaum noch fähig fühlt, die Wunder des Nordens zu verstehen und zu deuten.

Wer niemals die Mitternachtsonne mit eigenem, leiblichen Auge erschaut hat, kann sich unmöglich eine Vorstellung von ihr machen. Es ist ein eigenes Ding, wenn man das belebende Gestirn am ganzen Himmelsrund rings herum wandeln sieht, ohne daß es jemals dem Auge entrückt wird, wenn man sich in seinen Strahlen sonnen kann, am Morgen wie am Abend, in der Mittagsstunde wie in der stillen Mitternacht. Man spricht dem Dichter seine Worte begeisternd nach:

„Die Mitternachtssonn' auf den Bergen lag,
Blutroth anzuschauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eig'nes Grauen!"[103]

Schwer ist es, die großartige Erscheinung so zu schildern, wie sie geschildert sein muß, wenn das arme Wort nur annähernd der Wahrnehmung des Auges gleichkommen soll. Fast jeder Abend bringt eine andere Beleuchtung mit sich. In der eigentlichen Mitternachtsstunde steht die Sonne bei klarem Welter still und groß im Norden, blutroth anzuschauen und so mild, daß das nach ihr hingerichtete Auge kaum geblendet wird, und der ganze nördliche Himmel um sie herum ist dunkelroth überhaucht, wie sie, oder schimmert in abendlicher Gluth. In andern Nächten sieht man die Sonne selbst nicht, aber ihr Glühen liegt auf den Bergen, und dieser warme Widerschein ist wohl kaum weniger schön, als die Sonne selbst: die Beleuchtung ist dann wirklich geisterhaft. Endlich aber sieht man die Sonne blos durch Wolken hindurchscheinen, bald hierhin, bald dorthin strahlend, bald auch selbst sich zeigend: dann werden Lichter wach, von unnennbarer Schönheit, und es scheint, als schwärme der ganze Aether in einem goldenen Dufte, und aller Schimmer und Glanz auf den Bergen sei nur ein Wiederschein des lichterfüllten Luftmeeres. Dann werden die von dem Dichter erborgten Worte zur vollen Wirklichkeit: ein eigenes Grauen beschleicht die Seele, und so schön auch die Farben sein mögen, sie strebt hinweg und träumt sich nach Süden hin; der Mensch sucht überall nach verwandtem Odem, die starre Oede ängstigt ihn, die todte Einsamkeit drückt selbst das muthige Mannesherz nieder.

Doch die Nacht ist immer noch der lebensreichere Abschnitt von dem 24stündigen Tag. Um die Zeit, wo die Sonne im Mittag steht, ist es noch einsamer und öder. Die Tundra ist eben eine Wüste, und zwar die traurigste von allen; ihr fehlt die südliche Gluth, das südliche Leben und ihren Kindern fehlt jene Beweglichkeit, welche die Wüstenthiere auszeichnen von den übrigen Geschöpfen des Erdballs, und so ernst wie der Charakter der Tundra, so traurig ist das Wesen ihrer Bewohner. Wie trefflich stimmt da der klagende Ruf des Regenpfeifers, die einzige Lebensstimme, die hier hörbar wird, zu den trostlosen Eindrücken dieser Wasserwüste!

Norangfjord ist eine der zahllosen Einbuchtungen des Polarmeeres in der Nordküste Finnmarkens[104] und zwar diejenige, welche den unbedeutenden Verkehr dieses Landstriches mit der Außenwelt vermittelt; es ist das Seethor der Tundra.

---

[103] Die Anfangsverse von „XIII. Balder's Scheiterhaufen" in Esaias Tegnérs (1782–1846) dt. Ausgabe der „Frithiofs-Sage. – Aus dem schwedischen Original übersetzt von Dr. Ernst Jansen [(Lebensdaten nicht ermittelt)]" (Hamburg: B. S. Berendsohn 1841), S. 76: „XIII. Balders Bål. \\ Midnattssolen på bergen satt, \ blodröd till att skåda; \ det var ej dag, det var ej natt, \ det vägde emmelan båda." (zitiert nach der 5. Auflage: Stockholm: P. A. Norstedt & söner ^{5}1831, S. 101). Im schwed. Original klingt der letzte Vers allerdings erheblich weniger dramatisch als hier; auch Ernst Jansen übersetzte diesen folgendermaßen: „es schwankte so zwischen den beiden".

[104] Siehe hierzu S. 13, Anm. 31.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 66-75.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [197]-203.

Ufenau.

„Deutsche Jugend unserer Tage, gehe hin zu Ulrich von Huttens Grab, und lerne uneigennützige Liebe zum Vaterlande, zum Volke, und Begeisterung für große Gedanken. – Kein Denkmal aus Stein oder Erz weist dem Wanderer die Stätte, wo das verglühte Herz des Vaterlandsfreundes, jenes Herz voll freier Menschheit in der kühlenden Erde ruht es wäre auch keines seiner ganz werth und ganz in seinem Sinne, als das Denkmal, woran wir alle bauen können: ein einiges, helles, in seiner Freiheit glückliches, deutsches Vaterland!"
(W. Zimmermann[105], Geschichte des großen Bauernkrieges.)

Es war ungefähr Mitte August des Jahres 1523, als am alten Wasserthurm in Zürich[106] zwei Männer ein bereit gehaltenes Boot bestiegen und den smaragdhellen See hinauffuhren. Der Eine in geistlicher Tracht, hoch und breit, mit starkem, kräftigem Antlitz und langer, scharfer Nase, die aus einer tiefen Furche gleichsam hervorsprang; ein breiter, dicker Mund zog sich über das voll gewölbte Kinn; an dem Manne sprach Alles von gesunder Kraft, Klarheit und Entschlossenheit, während der schwärmerische Glanz seiner großen hellblauen Augen Güte und Milde ausstrahlte. Und mit inniger Milde und Güte beugte er jetzt sich nieder zu seinem Begleiter, der ihm gegenüber saß und mit unendlicher Wehmuth bald ihn anschaute, bald hin über den See und nach den mählig auftauchenden glarner Alpen. Es war ein kleiner, schlanker, feiner Mann, mit einem langen, schmalen, blassen Antlitz, das aber von einer mächtigen, eisernen Stirne und einer, in griechischer Linie von ihr auslaufenden, gewaltigen Nase gleichsam beherrscht wurde. Ein kräftiger, kühn geschwungener Schnauzbart schmückte den trotzigen, üppigen Mund und auch noch das feine, edel gebogene Kinn. Große, heiße, dunkelbraune Augen unter dichten, schwarzen Brauen blitzten Leidenschaft, Geist und Kühnheit in oft wundersamem Glanze. Auf dem langgewellten, blonden Haar saß der Federhut eines Ritters; auch das ritterliche Schwert an der Seite bezeichnete einen solchen, und das ganze Wesen des Mannes zeigte, daß er mehr als ein Ritter der Sporen: daß er ein Ritter des Geistes sei. Und Das war er: einer der größten, gewaltigsten, berühmtesten und – unglücklichsten Geistesritter seiner und aller Zeiten. Es war der Ritter Ulrich von Hutten[107],

[105] Ab Zeile 4 Zitat aus Wilhelm Zimmermanns (1807–1878) „Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges. […] – Erster Theil" (Stuttgart: F. H. Köhler 1841), S. 377. Die vorangehenden drei Zeilen finden sich hingegen in zahlreichen ‚vaterländischen' Ergüssen jener Zeit.

[106] Der 1724 errichtete, „Alter Geselle" genannte Wasserturm am Schanzengraben (Badweg 21).

[107] Der Humanist Ulrich von Hutten (1488–1523). Der nach einer Vorlage von Ferdinand Jagemann (1780–1820) von Carl August Schwerdgeburth (1785–1878) in Punktmanier ausgeführte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Reformations-Almanach auf das Jahr 1819. Herausgegeben von Friedrich Keyser. – Zweiter Jahrgang" (Erfurt: G. A. Keyser [1819]).



UFENAU

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

den sein großer Mitkämpfer, jetzt sein einziger Freund und Pfleger, Ulrich Zwingli[108], nach der stillen, unbekannten Insel Ufenau brachte, auf daß der Gewaltige hier geschützt sei vor den wüthenden Verfolgungen seiner Feinde, den römischen Pfaffen und römischen Fürsten; daß er hier aus ruhen möge von langen, entsetzlichen Leiden des Lebens, der Seele und des Körpers, die dem edelsten und feurigsten Patrioten, den Deutschland jemals besaß, sein Vaterland selbst mit bereiten half, – daß er hier ein Asyl finde, welches das Vaterland, welches die freien Städte der Schweiz dem verbannten und gebannten Titanen der Freiheit versagt hatten.



Ulrich von Hutten (siehe hierzu S. 34, Anm. 107).

Es war eine wunderbare, großartige, gewaltsame Zeit, eine Zeit ohne Gleichen für Deutschland: die Zeit der Reformation. Im ebenso einfachen als bewundernswerthen Gang der Geschichte mußte erst im Osten eine alte, hohe Kultur zu Grunde gehen, ehe die jahrhundertalte Nacht des Westens sich aufhellen konnte: es fiel Byzanz[109]; seine größten, edelsten und freiesten Lehrer wanderten nach Italien, um hier des Humanismus erste Schulen zu gründen. Die ahnungslosen Fürsten und Mediceer schützten und pflegten diese ersten Keime der Reformation und der Freiheit, bis sie mit Schrecken sie als solche erkannten und verfolgten. Jetzt aber flatterte schon des Lichtes Fahne herab von den Alpen in die deutschen Thale; hier hatte Held Gutenberg[110] die ewige Saat seiner Typen ausgestreut: die weltgeschichtliche That der Buchdruckerkunst verband sich mit dem Geiste des Humanismus und der Schooß des Jahrhunderts wurde geschwellt von immer neuen und neuen Blüthen des Geistes. Doch es war nur erst noch ein Gähren und Glühen, ein hastiges Wirren und Drängen, ein unbeschreibbares Wollen und Grollen gegenüber der Finsterniß, Gewalt und Noth, womit das wüthende, erbitterte und erbangende Rom den erwachenden Geist des Jahrhunderts zu morden versuchte. Noch fehlte diesem in tausendfachen Erscheinungen, Zuckungen und Wirbeln agitirenden Geiste der rechte Führer, die volle, klare Deutung, die gerade Richtung, das bestimmende Wort. Da plötzlich zuckte am dunklen Horizonte der Geschichte ein flammendes Roth auf, das Erscheinen des Tages verkündend; sein scharfer Luftzug weht stürmischwild durch die Welt; der Sonne erste Strahlen fliegen weit durch die Lande hin; sie entzünden mit Einem Male all die Minen, die unter dem Boden des Jahrhunderts angelegt waren – es erscheinen Hutten und Luther[111]!

Hutten voran, als das Gewitter, das erst die schwüle, dumpfe Pfaffenluft rein fegen sollte, erst lockern mußte den vertrockneten Boden, dem Luther seine Saat anvertrauen konnte; Hutten voran als Geschoß und Mauerbrecher, damit Luther das Zertrümmerte nur wegzuschaffen und neu darauf zu bauen brauchte; Hutten voran als die Brandfackel, woran der wittenberger Scheiterhaufen für die Bannbulle Roms[112] sich entzünden sollte. Ohne Hutten wäre Luther nicht möglich gewesen; nach ewigem

---

[108] Der Züricher Reformator Huldrych Zwingli (1484–1531).

[109] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (griech. Βυζάντιον, Byzántion; lat. Byzantium; neugriech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Kosṭanṭiniye bzw. استانبول, Istānbūl; türk. İstanbul); danach bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 74, Anm. 252) bzw. der Türkei.

[110] Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg (ca. 1400–1468).

[111] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

[112] Die Bannandrohungsbulle „Exsurge Domine“ (lat.: „Erhebe dich, o Herr“) vom 15. Juni 1520, die Luther am 10. Dezember 1520 verbrannte. Der eigentl. Bann samt Exkommunikation wurden erst mit der Bulle „Decet Romanum Pontificem“ (lat.: „Es geziemt sich, daß der Römische Pontifex“) vom 3. Januar 1521 vollzogen.

Naturgesetze waren sie sich einander so nothwendig, wie Feuer und Wasser nothwendig für die Bildung, wie Licht und Luft für die Erhaltung der Erde sind. Huttens Schriften waren für Rom furchtbarer und zerstörender, als die Schriften Luthers, während diese bildsamer und fruchttragender für die nächsten Geschlechter wurden. Erasmus[113], Reuchlin[114] und andere große Humanisten hatten die Sturmleiter angelegt; Hutten hatte sie erstiegen und die Fahne aufgepflanzt auf die wild und kühn erstürmte Zinne; Luther war dann eingezogen in die schon eroberte Stadt und hatte das Regiment derselben übernommen.



Johannes Reuchlin
(siehe hierzu S. 37, Anm. 114).

Ulrich von Hutten wurde, als der Sprößling eines altberühmten fränkischen Adelsgeschlechts, auf der Burg Steckelberg, unweit Fulda, am 21. April 1488 geboren. Des Knaben ebenso schwächlicher Körper als früh schon auffallend geistvolles Wesen veranlaßten die Aeltern, ihn zum Kloster zu bestimmen, um so mehr, da der Abt des benachbarten, mächtigen Stifts Fulda, Johann II. von Henneberg[115], ihr Hausfreund und Seelsorger war. Nach sieben Jahren empfundener Qualen und Bedrängnisse seiner feurigen Seele entfloh er, mit Hülfe des erfurter Humanisten Rubianus[116], der den Jüngling im Kloster kennen und verstehen gelernt hatte. Unter seinem Schutze studirte Ulrich nun in Erfurt. Indessen schon bald vertrieb von da die ausbrechende Pest alle Studenten, und Hutten reiste mit Rubianus zur alten Hochschule nach Köln. Hier lehrte der Humanist Asticampianus[117]; doch herrschten viel mächtiger die Dunkelmänner, an ihrer Spitze der schreckliche Ketzermeister Hoogstraten[118]. Hutten schaute hier schon das ganze Pfaffengetreibe und lernte seine späteren Feinde schon kennen und hassen. Kurze Zeit verbrachte er darauf an der freisinnigen Hochschule zu Frankfurt a. d. O. Doch ließ ihn die alte Wanderlust nicht ruhen, und Sehnsucht nach Thaten und Gefahren trieb ihn dem Osten Deutschlands zu. Er ging zu Schiff, um bald an ödem Ufer zu stranden und nichts zu retten, als sein Leben. Halbtodt erreichte er Greifswalde, wo er unter dem Schutze des Rektors Buckow[119] zum glänzenden Gestirn der Universität wurde, um das die Studirenden und jungen Lehrer sich schaarten. Ein Zerwürfniß mit dem mächtigen und brutalen Herrn Lütze[120] aber trieb ihn wieder

---

[113] Der Humanist Erasmus von Rotterdam (niederl. Desiderius Erasmus; ca. 1467–1536). Der nach der Vorlage von Albrecht Dürer (1471–1528) von Carl Barth (1787–1853) geschaffene Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[114] Der Humanist und Diplomat Johannes Reuchlin (1455–1522); wie Erasmus von Rotterdam (s. o.) ein Gegner Luthers. Der von Christian Ermer (1786–1855) in Punktmanier geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: Reformations-Almanach auf das Jahr 1821. Herausgegeben von Friedrich Keyser und Joh. Friedr. Möller. – Dritter Jahrgang“ (Erfurt: G. A. Keysers Buchhandlung [1821]).

[115] Johann II. von Henneberg-Schleusingen (1439–1513), seit 1472 Fürstabt der Benediktiner Reichsabtei Fulda.

[116] Der Humanist und kath. Theologe Crotus Rubeanus (ca. 1480–ca. 1545), ein Gegner Luthers.

[117] Der Humanist, Dichter und Philologe Johann Rhagius Asticampianus (eigentl. Johann Rack von Sommerfeld; 1457–1520).

[118] Jakob van Hoogstraten (ca. 1460–1527), päpstlicher Inquisitor und letztlich erfolgloser Gegner Johannes Reuchlins (siehe hierzu S. 37, Anm. 114).

[119] Der Jurist Heinrich Bukow d. J. (ca. 1470–nach 1537), 1496, 1500, 1503, 1505, 1509, 1512 und 1518 Rektor der Universität Greifswald; er zählte zu Luthers Gegnern.

[120] Der Jurist und kath. Priester Henning Lotze d. J. († nach 1539), 1504, 1506, 1508, 1511 und 1515 Rektor der Universität Greifswald; er hatte Ulrich von Hutten (siehe hierzu S. 34, Anm. 107) 1509/10 in Greifswald aufgenommen, sich jedoch bald mit diesem zerstritten.

von dannen; sie aber sendeten ihm Knechte nach, die den Unglücklichen zu Boden schlugen, beraubten und in einem Sumpfe halb todt liegen ließen. Es erscheint wie ein Wunder, daß der schon Sterbende, von Vorüberkommenden entdeckt, nach Rostock gelangen konnte. Hier er regte sein Schicksal die allgemeinste Theilnahme, und sein glänzendes Lehr- und Rednertalent fand die weiteste Anerkennung. Wanderlust, Freundschaft und Wissensdrang lockten ihn auch von da fort, nach Wittenberg und weiter nach Leipzig, wo ihn jedoch der damals herrschende Dunkelgeist nicht duldete; und nun, hungernd und bettelnd, dichtend und docirend, zog er nach Olmütz[121], zu dem geistreichen Bischof Thurzo[122], der den fahrenden Ritter des Humanismus einige Zeit in seinem Schlosse bewirthete und ihm Geld und ein Pferd zur Reise nach Wien schenkte. In Wien schrieb Hutten sein großes Lied an Kaiser Max[123]: Deutschlands einigende Thatkraft aufrufend zur Bestrafung des frechen Venedigs, zur Wiedergewinnung des von Frankreich und Rom zerrissenen und getretenen Italiens. Schwere Händel mit dem den schönen Künsten feindlichen Rektor[124] zwangen ihn, abermals seinen Stab fürbaß zu setzen, und in der bittersten Noth entschloß er sich, zu des Vaters[125] einziger Bedingung der Versöhnung: nach Padua zu gehen und Rechtswissenschaft zu studiren. Mit ernstem Eifer ging er ans Werk, aber die großen griechischen Dichter und Philosophen drängten sich bald zwischen ihm und die Folianten des alten römischen Rechts. Seine freie, deutsche Gesinnung ließ ihn ebenso heftig gegen den Papst Julius II.[126] als gegen die demselben gegen Kaiser Max verbundenen Franzosen auf treten. Diese, damals in Padua mächtig, überfielen ihn und schleppten ihn verwundet in’s Gefängniß. Auch als Kaiser und Papst gegen die Franzosen sich verbunden hatten und des Papstes Schweizerhorden die Franzosen aus Padua vertrieben, wütheten diese gegen den armen Gefangenen, als einen Gegner Roms, mit brutaler Wildheit, und als er nach deren Abmarsch frei und nach langen, unsäglichen Leiden hergestellt wurde, war er so arm und entblößt von Allem, daß er hungernd, halb entblößt und todtkrank, als gemeiner Soldat der kaiserlichen Truppen Deutschland erreichte. Sein Vater betrachtete ihn als verlornen Sohn, aber der edle Herr von Stein[127] half ihm und vermittelte Huttens Verbindung mit dem geistvollen, freisinnigen Erzbischof Albrecht von Mainz[128], der in Mainz eine Hochschule errichten wollte. Indessen war Hutten so krank, daß er in Ems Genesung suchen mußte , und kaum hatte dieselbe begonnen , als sein väterlicher Freund von Stein starb und gleichzeitig die Kunde von dem schrecklichen Meuchelmord des Herzogs Ulrich von Würtemberg[129] an Hans von Hutten[130], Ulrichs Vetter, durch das Land erscholl. Hutten stürmte sofort zu seiner väterlichen Burg, wo Die vom Geschlechte versammelt waren, um die Blutthat des Herzogs zu rächen. Diesmal wurde dem edlen Sohn des Hauses ehrenvoller Empfang; ihm übertrug man das Wort der Anklage, und nun donnerte er seine gewaltigen Reden gegen den Herzog durch die Lande. Er machte jenen Mord zur allgemeinen deutschen Sache, er zeigte an ihm alle Wunden des von Fürstenwillkür geknechteten Landes, und regte das Rechtsgefühl der Nation zu einem solchen Sturm auf, daß vor ihm der Mörder aus seinem Reiche floh.

---

[121] Hannak. Olomóc bzw. Holomóc; tschech. Olomouc.

[122] Stanislaus Thurzo (tschech. Stanislav Thurzó, hrabě de Béthlenfalva; ca. 1470–1540, seit 1496 Bischof von Olmütz (s. o.) und Förderer der böhmisch-mährischen Humanisten.

[123] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und seit 1508 römisch-deutscher Kaiser.

[124] Johannes Heckmann von Schillingstadt († vor dem 15. September 1517), u. a. 1510/11 Rektor der Universität Wien.

[125] Ulrich von Hutten-Gronau (1458–1522).

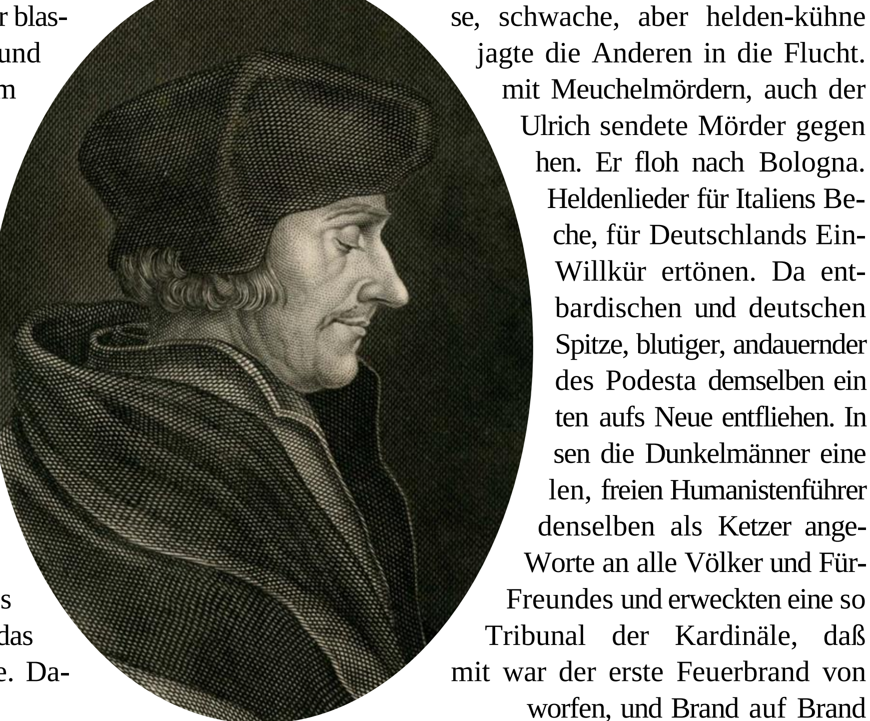
[126] Julius II. (eigentl. Giuliano della Rovere; 1443–1513), seit 21. Februar 1513 Papst.

[127] Eitelwolf vom Stein (1466–1515).

[128] Albrecht von Brandenburg (1490–1545), seit 1513 Erzbischof von Magdeburg und Administrator des Bistums Halberstadt sowie ab 1514 Erzbischof und Kurfürst zu Mainz; am 24. März 1518 erhielt er schließlich noch die Kardinalswürde.

[129] Ulrich (1487–1550), von 1498 bis 1519 und von 1534 bis 1550 dritter Herzog von Württemberg.

[130] Der herzogl.-württemb. Stallmeister Hans von Hutten (* 1477), der am 8. Mai 1515 auf Burg Trimberg bei Elfershausen/Ufr. von seinem Dienstherrn Ulrich von Württemberg (s. o.) ermordet wurde.



Erasmus von Rotterdam (siehe hierzu S. 37, Anm. 113).

Noch einmal ergriff er nun das Studium der Rechtswissenschaft, und zwar in Rom selbst. Während dem kam er in Viterbo mit fünf Franzosen in Streit, weil dieselben Deutschland und den Kaiser verhöhnten. Der blasse, schwache, aber helden-kühne Mann tödtete zwei von ihnen und jagte die Anderen in die Flucht. Sie verfolgten ihn dafür in Rom mit Meuchelmördern, auch der nach Rom geflohene Herzog Ulrich sendete Mörder gegen ihn aus, und er mußte fliehen. Er floh nach Bologna. Von hier aus ließ er neue Heldenlieder für Italiens Befreiung vom römischen Joche, für Deutschlands Einheit und gegen der Fürsten Willkür ertönen. Da entbrannte zwischen den lombardischen und deutschen Studenten, Hutten an deren Spitze, blutiger, andauernder Kampf, und als die Reiter des Podesta demselben ein Ende machten, mußte Hutten aufs Neue entfliehen. In Deutschland hatten indessen die Dunkelmänner eine heftige Fehde gegen den edlen, freien Humanistenführer Reuchlin begonnen und denselben als Ketzer angeklagt. Da erschollen Huttens Worte an alle Völker und Fürsten zur Vertheidigung seines Freundes und erweckten eine so dräuende Bewegung gegen das Tribunal der Kardinäle, daß Reuchlin frei gegeben wurde. Damit war der erste Feuerbrand von Huttens gewaltiger Hand geworfen, und Brand auf Brand flog nun durch die Lande; vorzüglich waren die parodirenden „Briefe der Dunkelmänner“[131] von einer vernichtenden Satyre. Rom schleuderte den Bann auf Huttens Schriften und auf Alle, die sie verbreiten und lehren würden; aber Hutten spottete dessen: ja, Kaiser Max krönte ihn in Augsburg mit dem Lorbeerkranz[132] und Erzbischof Albrecht – dem Papste zum Trotz – berief den kühnen Dichter an seinen Hof. Der Kardinalshut wendete aber des Erzbischofs Sinn wieder Rom zu und von seinem Schützling ab, der nun, wieder einsam und arm, das Kühnste vollbrachte: er schrieb das gewaltige Werk: „Die römische Dreifaltigkeit“[133]. Vor- und nachher ward nichts Gleiches geschrieben, hat nichts solch eine erschütternde Wirkung auf den Vatikan selbst hervorgebracht, als dieses gewaltige Werk. Von einer vergeblichen Reise nach Brüssel zurück gekehrt, wo er den jungen Kaiser Karl V.[134] für die Sache der Freiheit gegen Rom zu gewinnen hoffte, unterwegs schon verfolgt von Mördern, blieb ihm nirgends ein rettendes Asyl, als auf der Ebernburg, „der Herberge der Gerechtigkeit“, bei seinem treuen, muthigen Verehrer, dem edlen und tapfern Franz von Sickingen[135]. Von hier aus schlugen fortan Blitz auf Blitz in die gährenden Gemüther, und zwar in deutscher Sprache, während er früher, nach der damaligen Vorschrift der gelehrten Welt, nur lateinisch geschrieben hatte.

---

[131] Die sog. Dunkelmännerbriefe (lat. Epistolae obscurorum virorum) aus den Jahren 1514/16, an denen wohl Ulrich von Hutten (siehe hierzu S. 34, Anm. 107) mitwirkte, und die vor allem den Kölner Inquisitor Jakob van Hoogstraten (siehe hierzu S. 37, Anm. 118) wegen dessen Auseinandersetzung mit Johannes Reuchlin (siehe hierzu S. 37, Anm. 114) zur Zielscheibe hatten.

[132] Ulrich von Hutten (siehe hierzu S. 34, Anm. 107) war dort am 12. Juli 1517 zum „poeta laureatus“ gekrönt worden.

[133] Bei dieser und mancher der nachfolgenden ‚Werknennungen‘ ist wohl in erster Linie das „Gespräch-Büchlin Herr Ulrichs von Hutten, Feber das Erst, Feber das Ander, Wadiscus oder die römische Dreyfaltigkeit, Die Anschawenden […]“ ([Straßburg] 1521 [?]) in Betracht zu ziehen.

[134] Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[135] Der Reichsritter Franz von Sickingen (1481–1523). Der nach einer Vorlage von C. Fries von von Carl August Schwerdgeburth (1785–1878) in Punktmanier ausgeführte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Reformations-Almanach auf das Jahr 1819. Herausgegeben von Friedrich Keyser. – Zweiter Jahrgang“ (Erfurt: G. A. Keyser [1819]).


Franz von Sickingen
(siehe hierzu S. 39, Anm. 135).

Von hier aus trat er auch in innigste Beziehung mit Luther, der ihm früher nur ein zänkischer gelehrter Mönch gegolten, nun aber als ein ebenso frommer als großer Held und Prophet erschienen war. Schon vor Luthers weltgeschichtlichem Auftreten in Worms, noch mehr aber nach dem kläglichen Benehmen des Kaisers und vieler Fürsten gegen Luther und seine Lehre wollte Huttens Feuereifer zu offenem Kriege gegen Rom und Kaiser schreiten. Aber seine zornig schmetternden Trompetenstöße, zuerst in die Ohren der Fürsten, dann in die der Ritter und Bürger, verschollen an der ehernen Macht von Luthers konservativer Friedensliebe. Ueberhaupt hatte sich Huttens Zeit erfüllt: er hatte gestürzt und niedergerissen, – das war seine Aufgabe. Luther hatte eine andere, und die sollte ihm Hutten nicht durchkreuzen. Hutten aber verstand diese Wandlung der Dinge nicht und wendete sich tief traurig und zornig von dem, was er die Feigheit der Nation nannte. Vergebens bot ihm Franz I.[136] von Frankreich eine glänzende und ehrenvolle Stellung an; vergebens lud ihn dann Kaiser Karl zu einem Feldzug gegen Frankreich ein; vergebens auch bat er selbst seinen Franz von Sickingen: anstatt als kaiserlicher Obergeneral nach Frankreich zu ziehen, sich gegen den Kaiser zu rüsten. Er blieb ein freier, zorniger, einsamer Mann, bis Sickingen geschlagen aus Frankreich zurückkehrte, vom Kaiser verlassen wurde und nun den unglückseligen Feldzug gegen das Reich begann, der ihn bald zum Tode und seinen Hutten in die Verbannung führte. Hutten flüchtete nach der Schweiz; elend, siech, tiefbetrübt, doch immer voll glühender Liebe für sein Vaterland, voll ungeschwächter Begeisterung für dessen Freiheit und voll unbeugsamer Hoffnung auf dessen Zukunft. Er ging zuerst nach Basel, wo hin der alte Humanistenführer Erasmus in kalter, vornehmer Scheu sich zurückgezogen hatte vor den wilden Bewegungen der Zeit. Hutten gedachte, den früher so Verehrten seiner Sache wieder zu gewinnen; aber der Alte verleugnete in seiner Strenge ihn und seine Sache und brachte es zuletzt dahin, daß Hutten auch aus Basel verbannt wurde. Er ging nach Mühlhausen, wo der Mönch Gamshorn[137] ihn liebevoll aufnahm: der grimme Feind der Kutten und Klöster mußte selbst in einem Kloster noch Zuflucht suchen, mußte von einem Mönch gerettet werden, als ein von den Pfaffen aufgeschürter Volkshaufe in seine Wohnung drang, um ihn zu morden. So floh er nach Zürich, wo sich Zwingli des großen Unglücklichen mit rührender Liebe annahm. Aber auch hier verfolgten ihn die Feinde; am heftigsten sein früheres, glänzendes Vorbild: Erasmus. Der Rath von Zürich ließ sich einschüchtern, und der Ahasver[138] der Freiheit und des Lichts mußte das kaum gefundene Asyl wiederum verlassen. Damit sind wir in Huttens Geschichte am Eingang unseres Artikels angelangt.

Wenige Helden der Kultur- und Weltgeschichte haben ein so abenteuerlich bewegtes, unglückvolles, elendes und doch so ruhm- und ehrenreiches Lebensschicksal gehabt, als Hutten; noch Wenigere haben dabei so rastlos thätig, so unermüdlich und unüberwindbar geschaffen, als er; keiner hat in so kurzer Zeit so gewaltig, blitzartig, so Schlag auf Schlag treffend und vernichtend gewirkt, als Hutten; keiner wuchs so wie er mit und an seinem Schaffen und Wirken; keiner war ihm gleich an unendlichem Zorn und Schmerz, an gewaltiger, flammender Liebe für sein armes, zerrissenes, aus tausend Wunden blutendes Vaterland, das, von Rom geschändet, von seinen Fürsten geknebelt, von tausend kleinen Ty-

---

[136] Franz I. (frz. François Ier; 1494–1547), seit 1515 König von Frankreich.

[137] Historisch nicht verbürgt.

[138] Hebr. hebr. אֲחַשְׁוֵרוֹשׁ, Aḫašweroš (die jüd. Bezeichnung für Xerxes I.; altpers. 𐎧𐏁𐎹𐎠𐎼𐏁𐎠, Xšayaṛša; ca. 519–465 v. Chr.); ein ruhelos herumirrender Mensch, der ewige Jude.

rannen zerfleischt, vom Auslande verspottet, dem Untergang entgegen zu eilen schien. Darum galten auch seine rollenden Donner, seine Lavagluthen und Keulenschläge in Dichtungen, Reden, Lehr- und Streitschriften, in Sendschreiben, Dia logen und Briefen nicht allein Rom: sie galten auch den schlechten Fürsten, dem in sich selbst zerfallenden Ritterthum, der Engherzigkeit und Lauheit der Bürger; darum erschallte auch wie Tubaton sein Ruf an die Nation um Einheit; darum wendete er sich zuletzt mit dem Angstruf der Verzweiflung an das arme Volk, an den Bauer: rief er in ihm wach den Geist des armen Konrad[139], den Geist des Aufruhrs. Darum aber auch vereinigten sich zuletzt Fürsten und Pfaffen, Ritter und Bürger, um den furchtbaren Mahner zu verderben; – darum auch mußte der Gebannte und Verbannte fliehen aus dem Reich, fliehen in der freien Schweiz von Stadt zu Stadt, bis dem Gewaltigen keine andere Stätte blieb, als die kleine, öde, einsame Insel Ufenau im Zürichersee, wohin jetzt sein einziger Freund und Pfleger, sein Zwingli, den Todeskranken, Müdgehetzten bringen wollte; darum auch der Blick voll unendlicher Wehmuth, womit der große Unglückliche auf Zwingli, auf die fernhin emporsteigenden Alpen und nun auf das kleine Eiland blickte, das schon in 14 Tagen sein Grab sein sollte. –

Das Inselchen mit einer Kapelle und Kirche gehörte dem alten schwyzer Kloster Einsiedeln an; dort war Zwingli, von dem freisinnigen Pfleger des Stiftes, Theobald von Geroldseck[140], berufen, zwei Jahre lang Pfarrer gewesen; dort hatte er Freundschaft geschlossen mit dem humanistischen Konventual des Klosters, Hans Schnegg[141]. Dieser war jetzt Pfarrer auf Ufenau, als heilkundiger und edelherziger Mann weithin bekannt, und bei ihm glaubte Zwingli seinen kranken, unglücklichen Freund am besten aufgehoben.

Die Freunde trennten sich in erschütternder Wehmuth, doch immer noch in Hoffnung auf Genesung. Der wackere Hans Schnegg that auch Alles, um den gewaltigen Zerstörer römischer Herrschaft sich selbst und dem Vaterlande noch zu retten, doch vergebens: Hutten starb, erst 35 Jahre alt[142], am 31. August 1523. Er hinterließ nichts als – eine Feder, eine der gewaltigen Lanzen, die er oft so erschrecklich für seine Gegner, so siegreich für das Jahrhundert geschwungen hatte; – und noch einmal, schon den Tod im Herzen und vor Augen, hatte er sie geführt zur Vollendung seines letzten, in Zürich begonnenen Werkes: „Gegen die Tyrannen!“ Er vollbrachte es mit dem letzten Blute seines Herzens, mit der letzten dämonischen Gluth seiner Feuerseele. Die Freunde wagten nicht, das Werk zu veröffentlichen; es ging verloren. Aber der Geist desselben, der Geist, der alle seine Werke durchdrang, schritt drohend und mahnend durch die Lande hin: „Gegen die Tyrannen!“ ist das Losungswort für jede Zeit geworden, als Huttens Testament durchlodert es alle Männerseelen.

„Sein Leben sei Euch ein Spiegel mehrer Zeiten!“[143] sagte schon Herder[144]. Zu diesen Zeiten gehört auch die unsrige. Und Huttens „Schriften gegen die weltliche Macht des Papstes“[145], seine Schilderung römischer Pfaffenwirthschaft in „Die römische Dreifaltigkeit“, seine „Briefe der Dunkelmänner“, seine geflügelten „Aufrufe zur Einheit Deutschlands“, seine donnernden „Warnungen gegen Frankreich“, seine „Gespräche über die Noth des Volkes“ etc.: das Alles, Alles paßt wieder genau auf unsere Zeit, das Alles sei uns ein Spiegel der eigenen Leiden und Schmerzen, des eigenen Zornes und thatkräftigen Patriotismus. Darum ist das, was Hutten gethan hat, ein immer neues Thun; darum ist es eingeschrieben mit goldenen Lettern in dem Buche der Geschichte; darum tönt es fort mit Posaunenklängen durch jede neue geistige Grabesnacht; darum auch wollen wir hinschauen und hinwandern zu

---

[139] Als „Armer Konrad“ (auch „Armer Kunz“) bezeichnete sich ein Bündnis des „Gemeinen Mannes“, das 1514 im Herzogtum Württemberg aufbegehrte.

[140] Der ehem. Benediktinermönch Diebold von Geroldseck († 1531; gefallen).

[141] Hans Klarer, genannt Schegg († 1532).

[142] Als Ursache für den frühen Tod Ulrich von Huttens (siehe hierzu S. 34, Anm. 107) wird dessen Syphiliserkrankung angenommen.

[143] „Jünglinge, wallfahrtet zu seinem Grabe, und sein Leben sei euch ein Spiegel mehrerer Zeiten.“ Zitat aus Johann Gottfried von Herders (s. u.) „VI. Denkmal Ulrichs von Hutten“ in dessen „Zerstreute Blätter […]. Fünfte Sammlung“ (Gotha: C. W. Ettinger 1793), S. 327-372; hier bes. S. 331.

[144] Der Aufklärer Johann Gottfried von Herder (1744–1803).

[145] Clag und Vormanung gegen dem übermässigen, unchristlichen Gewalt des Bapsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen. [Straßburg: Schott] 1520.

seinem Grabe nach Ufenau und mit frommem Zorne an seinem Denkmal bauen: an einem „einigen, hellen, in seiner Freiheit glücklichen, deutschen Vaterland“[146].

Von ihren frischgrünen Anhöhen stolz und schimmernd herabschauend in das Thal der Sihl und der Limmat und hinaus über einen der lieblichsten, anmuthvollsten Seen, prangt sie da, die deutscheste, blühendste, thätigste und intelligenteste Stadt der Schweiz, die weiland berühmteste Hauptstadt der Kantone: Zürich. Von hier aus kann man täglich einige Male in ungefähr 2 ½ Stunden mit dem Dampfschiff nach Ufenau fahren, und der Weg ist würdig des Zieles. Zu beiden Seiten, so weit das Auge reicht, dicht eingefaßt und auf leise anschwellenden Höhen begleiten ihn reiche und glücklich schimmernde Ortschaften, zwischen Weinbergen, Obstgärten und Wiesen gelagert. Im Hintergrunde steigen die schneebedeckten Alpen auf mit ihren mächtigen Beherrschern Glärnisch und Tödi. Zwischen dem von Goethe[147] als das Ideal der schönsten und höchsten Kultur bezeichneten Dorfe Stäfa und dem imposant romantischen Rapperschwyl[148] liegt still und einsam die kleine, melancholische Insel Ufenau. Ein Bauernhof, eine alte Kapelle und Kirche und eine kleine Anlage mit einem Rebhügel bilden die Kultur dieser, durch Huttens unsterblichen Namen ehrwürdigen Insel. – Ein Jahr nach Huttens Tode ließ ein unbekannter fränkischer Ritter auf das Grab des gewaltigen Freiheitshelden einen einfachen Gedenkstein mit einer Inschrift setzen. Aber schon bald darauf hatte der Fanatismus ihn zerstört, und Niemand wußte und weiß den Platz, wo des Unsterblichen Gebeine geruht haben. Indessen nimmt man gern auf Treu’ und Glauben an, daß sie geruht haben unter dem Steine, der jetzt wohl mehr die Industrie des Kirchenbeschließers, als den Grabstein Huttens bezeichnet. Das Ganze macht einen tiefwehmüthigen Eindruck.



David Friedrich Strauß
(siehe hierzu S. 42, Anm. 149).

Wir aber wollen nicht in Wehmuth, sondern in männlichem Zorn von seinem Grabe scheiden, wie er selbst vom Leben schied, im Geiste seines letzten Werkes. Wir wollen von seinem Grabe scheiden mit den Worten seines würdigen Biographen David Strauß[149]: „In dieser zürnenden Stellung halten wir Huttens Schatten fest. In ihr möge er Denen er scheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Verfasser kaum zurückerobert, kampflos aufs Neue an Rom und eine römisch gesinnte Priesterherrschaft ausliefern, noch zürnender wo möglich Denen, welche im Schooße des Protestantismus selbst ein neues Papstthum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre; aber er glühe

---

[146] Zimmermann, Bauernkrieg, wie S. 34, Anm. 105, S. 377.

[147] Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).

[148] Heute Rapperswil-Jona.

[149] Der Religionskritiker David Friedrich Strauß (1808–1874), Verfasser des berühmten „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet […]“ (Tübingen: C. F. Osiander 1835-1836). Der von Carl Mayer (1798–1868) gefertigte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

auch als Begeisterung in unsere Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; – er sei der Genius unseres Volkes!“[150]

S.[151]

[150] Ein geringfügig eingekürztes Zitat aus dem von David Friedrich Strauß (s. o.) verfaßten Werk: „Ulrich von Hutten. […]. – Zweiter Theil“ (Leipzig: F. A. Brockhaus 1858), S. 367.

[151] Das „S.“ dürfte hier für den Schriftsteller Arnold Schlönbach (1817–1866) stehen, Verfasser des „Ulrich von Hutten. Ein vaterländisches Gedicht in zwanzig Liedern […]“ (Berlin: Nicolai 1862).

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 82-85.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [77]-79.

Donaustauf.

Da, wo der bayerische Wald seine Füße in der Donau badet, zaubert er dem mit dem regensburger Dampfboot herabkommenden Reisenden eines der lieblichsten Strombilder vor die Augen, und wer sich daran recht erquicken will, der besteigt den Berg und läßt von den Trümmern der alten Bischofsburg aus seine Blicke weit in die Lande schweifen. Da dehnt unübersehbar sich die lebensvolle Ebene vor ihm aus, glitzernde Wasser-Adern drängen sich allenthalben aus den grünen Gründen und blauen Fernen heran, alle dem breiten Silberband der Donau zueilend. Und was webt die Phantasie nicht Alles ein in dieses Band? Siehst du nicht die gewaltigen Gestalten der Nibelungen, die verheerenden Finthen der Völkerwanderungen, die blitzen den Wappen und Wehren von allerhand Kriegsschaaren, die wehenden Banner und Feldzeichen von allerhand Nationen in unendlicher Reihe diesen Weg ziehen? Selbst die Sage führt ihre Lieblinge herbei, und zeigt uns, stromaufwärts, das Mädchen, das einst über den Strudel fahren wollte, aber

„weil es noch nicht lieben kunnt',
sank es in des Strudels Grund."[152] –

Dort, am Horizonte, wo Himmel und Erde zusammenkommen, leuchten zwei Bergspitzen in reiner Luft bis Stauf herüber: das ist der Großglockner, der König der deutschen Alpen, und der Geißberg, der in Salzburg aufragt. Ein so großes Stück des Vaterlandes liegt vor dir. Und hinter dir erheben sich die Gipfel des bayerischen Waldes, und unter dir, zu deinen Füßen, rauscht der Wind über das weite Donaumoos, das ein großes Stück deutscher Vergangenheit bedeckt, denn dieses Bergschloß hat ein mächtiger Mann seiner Zeit, Albert der Große[153], der Bischof von Regensburg, gebaut und bewohnt, bei welchem viele Große ein- und ausgingen und wo manche Verhängnisse geschmiedet worden sind. Die zwei größten deutschen Kriege griffen verderbend auf das Schicksal der Burg und des Fleckens ein, der so reizend am Fuß des Burgbergs liegt und seine Brücke so gastfreundlich über den Strom gespannt hat. Die Bischofsburg zerstörte der arge Ketzer Bernhard von Weimar[154]; er nahm sie 1634 mit Sturm und sprengte ihre Werke in die Luft. Ihnen nach folgte die Reichsfreiheit des Marktes, als das deutsche Reich zusammenbrach[155] und die napoleonischen Kriegsknechte sich in des Reiches Fetzen theilten. Ein Schatten des Reichs geht aber noch heute hier um: das alte Reichsposthorn begegnet uns hier auf Schritt

---

152 Zitat aus dem aus dem 18. Jhd. stammenden österr. Volkslied „Als wir jüngst in Regensburg waren". Die beiden letzten Verse der 2. Strophe lauten korrekt allerdings folgendermaßen: „weil sie noch nicht lieben kunnt', \ fuhr sie sicher über Strudels Grund."

153 Der Kirchenlehrer Albertus Magnus, auch Albert von Lauingen genannt (ca. 1200–1280), seit Anfang 1260 Bischof von Regensburg. Die Burg wurde jedoch bereits unter Bischof Tuto († 930) gegen die Ungarneinfälle errichtet.

154 Der Feldherr Bernhard Herzog von Sachsen-Weimar (1604–1639).

155 Im August 1806.

und Tritt, über den Pforten eines schönen Schlosses, prächtiger Parkanlagen, einer reizenden gothischen Kapelle, prunkvoller Ställe, auf den Schabraken[156] edler Hengste, an den Aufschlägen gelbleuchtender Livreen.

Stauf ist nämlich die bevorzugte Residenz der berühmten Fürstenfamilie, welche dieses Zeichen in ihrem Wappen führt, ein Wappen, auf das sie mit gerechterem Stolz und Wohlbehagen blicken darf, als mancher Souverän auf das seine; hat doch das anspruchslose Posthörnchen der Welt mehr Nutzen und seinem Wappenträger mehr Ehre und Reichthum eingetragen, als eine ganze Menagerie der stolzesten Wappenthiere Werth ist.

Roger I. von Thurn und Taxis[157], ein aus Italien nach Oesterreich eingewanderter Edelmann, verdient als der Vater der deutschen Post in unserem guten Andenken zu bleiben, zumal wenn wir uns einen Zustand unseres Vaterlandes zu vergegenwärtigen vermögen, in dem die Reisen der deutschen Ordensritter die einzige Beförderungsgelegenheit für Briefe, die Ordenshäuser die Postämter waren, und in der die reisenden Metzger als eine vorzügliche Einrichtung für den Lokalverkehr galten. Roger wurde von Kaiser Friedrich III.[158] zum Ritter geschlagen und sein Sohn Franz, der 1516 die erste reitende Post zwischen Brüssel und Wien errichtete, zum ersten General-Postmeister ernannt[159]. Noch in demselben Jahrhunderte ward Einer aus den Thurn und Taxis mit dem „Reichsgeneralerboberstenpostmeisteramt“ für das gesammte heilige römische Reich als Reichslehen, belehnt[160], worüber die neuen Lehnherren in solche Konflikte mit den mächtigen Reichsfürsten geriethen, daß alsbald die ganze verwilderte Zuchtlosigkeit des Reichs auch in der Postanstalt wieder zu finden war. Die einen Länder widersetzten sich der Einführung der taxisschen Post, wie z. B. Herzog Friedrich von Würtemberg[161] auf das kaiserliche Dekret schrieb: „weil es keine Schuldigkeit ist, darf man auch nicht pariren“[162], die anderen unterhielten eigene Posten neben der Reichspost, noch andere gestatteten ihr blos den Durchgang. Der dreißigjährige Krieg machte den Händeln ein Ende, brachte aber auch das Reichspostwesen in die größte Zerrüttung. Nach dem Krieg erwachte der Hader von Neuem, da der Lehnsherr der Reichspost Miene machte, mehreren Fürsten das Landpostwesen zu verbieten. Um diese Zeit kamen auch die ersten Personenposten in Kurs, schwere plumpe Leiterwagen, welche anfangs gar nicht, später mit Leinwand gedeckt waren und durch die Schwerfälligkeit, mit der sie sich zwischen Hildesheim und Bremen oder Leipzig und Dresden über unfahrbare Wege fortbewegten, dem Namen Schneckenposten die Entstehung gaben. Die Konfusion im Reichspostwesen blühte fort bis 1803, wo ein Reichsdeputationsbeschluß den Konflikten ein Ziel zu setzen suchte, indem er den *Status quo* garantirte, die Reichsfürsten in ihren eigenen Landesposten beließ und die thurn und taxisschen Posten, wie sie eben zur Zeit bestanden, dem besondern Schutz des Kaisers und kurfürstlichen Kollegiums übergab; wie wenig aber solche ohnmächtige Beschlüsse respektirt wurden, geht daraus hervor, daß 1810 auf dem deutschen Reichsboden nicht weniger als 31

---

156 Schabracke (von ungar. csábrák; viell. von osman. چاپراق, çāprāḳ), eine Satteldecke, die insbesondere bei festlichen Anlässen Verwendung findet.

157 Recte: Franz von Taxis (ital.: Francesco I de Tassis; ca. 1459–1517) und sein Neffe Johann Baptista von Taxis (ital. Giovanni Battista de Tassis; ca. 1470–1541).

158 Friedrich III. (1415–1493), ab 1424 als Friedrich V. Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, seit 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Beide obengenannten Taxis’ wurden jedoch erst von Kaiser Maximilian I. (siehe hierzu S. 38, Anm. 123) im Mai 1512 in den einfachen erblichen Adelsstand erhoben.

159 Im Postvertrag Kaiser Karls V. (siehe hierzu S. 39, Anm. 134) vom 12. November 1516 wurde Johann Baptista (siehe hierzu S. 45, Anm. 157) als Assistent von Franz (siehe ebd.) und gleichzeitig zusammen mit Franz als Hauptpostmeister (capitaines et maistres des postes) und Post- und Kuriermeister bezeichnet.

160 Am 5. August 1536 hatte Karl V. (siehe hierzu S. 39, Anm. 134) Franz II. von Taxis (ca. 1514–1543) die Anwartschaft auf die Nachfolge seines Vaters Johann Baptista (siehe hierzu S. 45, Anm. 157) im Amt des Generaloberstpostmeisters bestätigt, und am 31. Dezember 1543 das Amt des Generalpostmeisters an den damals noch minderjährigen Leonhard I. von Taxis (ca. 1522–1612), einen Bruder von Franz II. von Taxis übertragen.

161 Friedrich I. (1557–1608), ab 1558 Graf von Mömpelgard und seit 1593 sechster Herzog von Württemberg.

162 Besagte „Resolutio Serenissimi“ Friedrichs I. von Württemberg (s. o.) vom 15. Mai 1598 ist seit Anfang des 18. Jhd.s durch zahlreiche juristische Werke zum Postregal überliefert.

verschiedene Postanstalten sich vorfanden. Erst die Bundesakte[163] stellte eine Ordnung her, welche zwar den Thurn und Taxis Alles gewährte, was diese verlangten, bei der aber die Interessen des Verkehrs, die Forderungen der Einheit oder wenigstens Gleichförmigkeit in dieser wichtigen Nationalsache leer ausgingen. Die Thurn und Taxis wurden im Genuß und Besitz ihrer auf den Reichstagsbeschluß von 1803 sich stützenden Postanstalten in allen Bundesstaaten bestätigt, und ihnen daher Rechte eingeräumt, welche nur durch freie Uebereinkunft aufgehoben werden können. In der Folge wurde den Thurn und Taxis von mehren Bundesstaaten die Postverwaltung gänzlich übertragen, während andere sich mit ihnen verglichen, andere in Lehnsverband traten, noch andere pachtweise ihnen die Posten überließen.

Das ist nun die buntscheckige Harlequinjacke des deutschen Postwesens, diese Karikatur einer der wichtigsten Institutionen für Volkswohlfahrt, dieses Pasquill[164] auf Deutschlands Einheit und Einigkeit, dieser vom Moder deutscher Reichsherrlichkeit duftenden Blume der deutschen Bundesakte, diese Spottgeburt aus Monopolismus und Selbstsucht, aus Servilismus und Volksverachtung, nur einer von den vielen Steinen, welche der wiener Kongreß[165] als Brod dem Volke reichte, welches seine Haut für den Plunder zu Markte getragen, nur eine von den Wohlthaten jener Staatsweisheit, die seit einem halben Jahrhundert uns so innig umfaßt hält, daß Einem der Gebrauch der Lungen und Glieder fast außer Gewohnheit gekommen ist.

In den letzten zehn Jahren haben einzelne Staaten viele Anstrengungen gemacht, um des lästigen Privilegiums der Turn und Taxis, das hartnäckig an den Staatsseckel sich krallt, los zu werden. Wo es möglich war, geschah es unter großen Opfern. Immer noch umfaßt die thurn und taxissche Postdomaine 16 deutsche Bundesstaaten, ein Gebiet von 1072 Quadrat-Meilen, und es ist, so relativ große Fortschritte zu einer einheitlicheren Organisation und Ausgleichung der sich gegenüber stehenden, betheiligten Interessen auch nach und nach erzwungen worden sind, an eine gänzliche Emanzipirung von dem thurn und taxisschen Posthorn und dem Aufbau dieser vaterländischen Verkehrsanstalt im volkswirtschaftlichen Geiste, wie an vieles andere eben so Nothwendige nicht zu denken, wenn nicht eines der politischen Gewitter, die am Himmel hängen, in die alten Archive auf dem Schloß in Donaustauf einschlägt und die vergilbten kaiserlichen Lehnsurkunden sammt der Bundesakte den Wellen der Donau preis gibt.

Die Herren auf Donaustauf aber können's verschmerzen, wenn das Euter der Postmonopole versiegen sollte[166]. An Reichthum thut's ihnen kein deutscher Fürst, an Glanz kaum ein regierendes Königs-

---

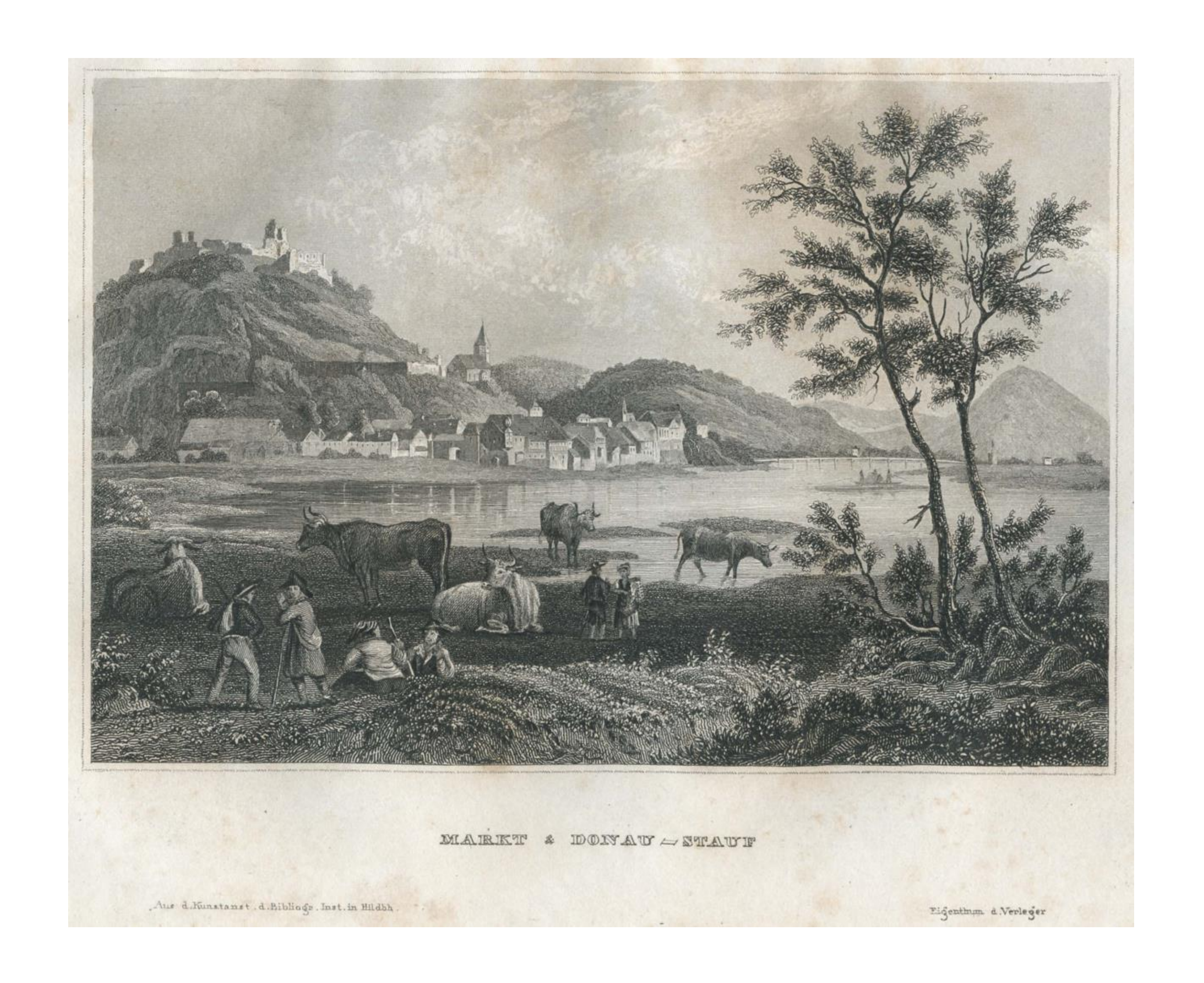
[163] Die Bundesakte des damit begründeten und bis 1866 bestehenden „Deutschen Bundes" wurde am 8. Juni 1815 während des Wiener Kongresses (siehe hierzu S. 46, Anm. 165) verabschiedet und schließlich am 10. Juni 1815 von den Bevollmächtigten von 38 Staaten unterzeichnet.

[164] Ital., eine Schmäh- oder Spottschrift.

[165] Der Wiener Kongreß, der vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 stattfand, vollzog die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoléon in den Koalitionskriegen.

[166] Artikel XVII der Bundesakte (siehe hierzu S. 46, Anm. 163) lautet folgendermaßen: „Das fürstliche Haus Thurn und Taxis bleibt in dem durch den Reichsdeputationsschluß vom 25. Febr. 1803 oder in späteren Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten, so lange als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten. In jedem Falle werden demselben in Folge des Artikels 13. des erwähnten Reichsdeputationshauptschlusses, seine auf Belassung der Posten, oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche versichert. Dieses soll auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses bereits geschehen wäre, in so fern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist." Zunächst gehörten das Großherzogtum Hessen, Nassau, Sachsen-Weimar, Meiningen, Coburg-Gotha, die Fürstentümer Reuß und Schwarzburg-Rudolstadt, die Freien Städte Frankfurt, Hamburg, Bremen und Lübeck, die Fürstentümer Hohenzollern, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe zur nun in Privatregie betriebenen Thurn- und-Taxis-Post. Der Sitz der Zentrale in Frankfurt wurde am 20. Mai 1816 bestätigt. Am 14. Mai 1816 hatte Karl Alexander von Thurn und Taxis (1770–1827) einen Vertrag mit dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen (1743–1821) geschlossen, der seine landesherrlichen Posten als Erbmannthronlehen an die Fürsten von Thurn-und-Taxis überließ. Am 27. Juli 1819 übertrug Württemberg das Eigentum und die Verwaltung seiner Staatspost an den Fürsten von Thurn und Taxis, da das Land die fällige Entschädigung nicht zahlen konnte, löste sich jedoch wieder mit Wirkung vom 22. März 1851 aus besagtem Postverband. Nach dem Sieg im Bundeskrieg von 1866 besetzte Preußen die Freie Stadt Frankfurt und zwang die Thurn und Taxis-Zentrale zu einem Abtretungsvertrag: Gegen eine Abfindung mußte die Posteinrichtung dem preuß. Staat überlassen werden. Der Vertrag wurde am 28. Januar 1867 ratifiziert, und die Übergabe erfolgte am 1. Juli 1867.

haus zuvor; das kann man in Donaustauf erfahren, wenn der Fürst sich dort aufhält und in den 12 Meilen im Umkreis haltenden Forsten seine berühmten Jagden auf Dammwild und wilde Schweine abhält.



MARKT & DONAU-STAUF

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 97-102.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [257]-260.

Stanzstad[167].

Wo sich der Vierwaldstättersee in jene Bucht verengt, die zwischen dunkeln Felswänden und Tannenwäldern in's sonnige Obwalden sich hinzieht, liegt am Eingange derselben ein freundliches Dörfchen, Stanzstad, dessen schimmernde Häuschen mit ihren rothen Ziegeldächern wie frisch lakkirtes Spielzeug uns in die allermodernste Zeit versetzen würden, mahnte nicht ein altersgrauer, steinerner Thurm an alte vergangene Tage. Mag tausendmal das Gewirr und Gesumse der heimatmüden Touristen, vom langbeinigen Englishman bis zum quecksilbernen Franzosen, an das Zeitalter des Kautschuk erinnern, und mögen Dutzende feinbefrackter und wohlgekämmter Kellner uns umflattern als langweilige Symbole, wie die moderne Civilisation auf ihrem Alexanderzuge – dessen Marschroute die Speisezettel bilden – auch diesen stillen Winkel am Alpnachersee berührt und erobert hat, – unwillkürlich schweift der Blick nach dem steinernen Riesen hinüber, der so ernst und stumm aus dem Wasser sich hebt, so lange der helle Tag und das unruhige Leben regiert. Doch in der Nacht hat er seine eigenen Gedanken, die in Legionen melancholischer Fledermäuse aus seinem Innern hervorbrechen, und er träumt von alten längst verschwundenen Zeiten, da er als eine kräftige Warte urschweizerischer Freiheit in hohen Ehren stand, wie im glorreichen Jahre 1315, als er jene Braven in seinen Mauern barg, welche am Tage von Morgarten[168] die von Luzern herüberziehende österreichische Mannschaft zurückschlugen und in den See sprengten. Noch sieht er die funkelnden Morgensterne niederschmettern auf strahlende Helme und Schuppenpanzer, und er erwiedert den Jubelruf freier Männer mit dumpfem Echo. Da fällt aus einer Ritze des zerbröckelnden Gesteins eine schwere Metallkugel in das Wasser und der klatschende Ton verscheucht im Nu die stolzen Bilder altschweizerischer Größe und Herrlichkeit. Wie die alte, so ward auch die junge Schweizerfreiheit unter Blut und Thränen geboren und die in den See rollende Kugel war ein deutliches Zeichen, welche bitteren Leiden die Wiedergeburt der Schweiz am Ende des letzten Jahrhunderts begleiteten.

Redlich theilte die Schweiz im 18ten Jahrhundert das allgemeine Elend: den schweren Druck, welcher auf allen Völkern Europa's lastete, mochte es der der Brutalität oder der eines sogenannten aufgeklärten Despotismus gewesen sein. Doch auf tausend verborgenen Wegen floß auch ihr jener Strom geistiger Freiheit zu, den die genialen Schriftsteller Deutschlands und Frankreichs aus dem Felsen des absoluten Staates herauslockten, und als die französische Revolution, diese in jedem Sinne unsterbliche Initiative der Freiheit, ihr dreifarbiges Banner entfaltete, da wurde sie von Tausenden mit Jubel begrüßt. Es war freilich ein kurzer Traum. Bald genug siel die junge Freiheit ermattet und gebrochen in den Arm militärischer Despotie, nachdem leichtfertige Hüter sie zur charakterlosen Koquette herabgewürdigt hatten. Doch war noch so viel übrig geblieben, daß die schnell verwelkte Schönheit mit etwas Schminke auf den Wangen und in gefälschtem, griechischen Aufputze noch immer als eine Art Göttin, als eine wunderwirkende Madonna für kranke an Despoten leidende Völker gelten und für theatralische

[167] Stansstad.

[168] Am 15. November 1315 besiegten die Schweizer bei Morgarten die habsburg. Truppen.

Aufzüge gebraucht werden konnte. Und da brachten sie denn auf ihren Bajonneten dies Wunderbild, die pfiffigen Franzosen, und glaubten sich vollberechtigt, als Gegenleistung die Häuser und Höfe, die Arsenale und Schatzgewölbe der Schweiz ausplündern zu dürfen, – politische Ablaßkrämer, die sich von einem Tetzel[169] nur dadurch unterschieden, daß dieser mit freiwilligen Gaben sich begnügte, während die Opfer, welche den Franzosen entrichtet werden mußten, höchst unfreiwilliger Natur waren.

So sehr alles Volk in der Schweiz nach Freiheit sich sehnte, so wenig behagte ihm das hohe Gut in dieser Gestalt. Am wenigsten war dies in Nidwalden der Fall, wo neben ganz anderen Begriffen eines freien Lebens noch die Frömmigkeit eines schlichten Wollens hinzu kam, das sich davor entsetzte, den Heiland und seine Mutter in officiellen Urkunden als „Bürger Jesus“ und „Bürgerin Maria“ titulirt zu sehen. Da kamen die neuen französischen Herren mit der Zumuthung, daß die Nidwaldner den Eid auf eine nicht etwa freier, religiöser Forschung Raum gebende, sondern rein atheistische Verfassung ablegen sollten, eine Verfassung, die zu dem ihre politische Selbständigkeit aufhob und das freie Ländchen mit seiner 500jährigen ruhmvollen Geschichte zum nichtssagenden Bruchtheil eines staatlichen Ganzen herabsetzte, dessen Organisation ihnen noch fremdartiger war, als die Sprache der neuen Herrscher. Gehetzt von geistlichen Eiferern steigerte sich das religiöse Gefühl des Volks zu wildem Fanatismus und einstimmig erscholl der Ruf durch alle Thäler: „Ergreift die Waffen zum Schutze unserer heiligsten Güter!“[170]

Von allen Seiten umzingelte nun General Schauenburg[171] mit seinen Franzosen das kleine Ländchen, nachdem er schon seit dem 2. September 1798 von Herpiswyl[172] herüber Stanzstad, in welchem ein schlichter Volksmann, Ludwig Frunez[173], den Oberbefehl über das empörte Volk hatte, beschießen ließ, ohne doch großen Schaden anzurichten. Am 8. September war Waffenruhe; dennoch wurde ein französischer Parlamentär, welcher an diesem Tage in einem Nachen Stanzstad sich näherte, von dem fanatisirten und mit den Kriegsgebräuchen nicht mehr vertrauten Volke niedergeschossen. Da brach der Morgen des 9. Septembers an, des Schreckenstages, wie er heute noch im Munde des Volks lebt. Von drei verschiedenen Seiten, von Engelberg her, von Obwalden und von Herpiswyl gegen Kehrsiten und Stanzstad, rückte Schauenburg mit seinen 16,000 Mann gegen das todesmuthige Hirtenvolk, das kaum 2000 Streiter aufzustellen vermochte, welche außerdem auf mehr als 10 gefährdeten Punkten zerstreut standen. Alles versammelte sich unter dem Sturmgeläute, Kanonendonner und Blasen der Heerhörner, des Uri-Stiers und der Unterwaldner-Kuh, wie die Nidwaldner ihr Schlachthorn nannten. Auch viele Frauen und Jungfrauen, mit Knütteln bewaffnet, hatten sich zum Kampfe eingestellt und unter dem Sange frommer Lieder, durchkreuzt von fröhlichen Jodlern, zog Alles vertrauensvoll in den Streit. Hatte ihnen doch einer der Hauptanstifter und die belebende Seele des Widerstandes, Helfer Lussi[174] von Stanz, noch am Tage vorher gesagt: „Die Kugeln der Franzosen thun uns nichts; wenn wir für Religion und Freiheit streiten, wird Gott uns helfen!“ Und auch der kriegerische Kapuziner, Paul Styper[175], der Abgott des Volks, zeigte sich demselben hoch zu Pferd, den Säbel an der Seite, einen Federbusch auf dem Spitzhut und das Kreuz vor sich tragend. Da mahnte er das Volk zu Eintracht, Muth, Standhaftigkeit und Gottvertrauen, rief mit Flammenworten zum Kampfe für den katholischen Glauben und die alte Freiheit, verhieß jedem Fallenden die ewige Seligkeit und vertheilte Amulette zum Schutze der Kämpfer, welches Präservativ den guten Leuten aber blutwenig half.

Schon um Mitternacht waren die Franzosen aufgebrochen und in frühester Morgenstunde – es war ein Sonntagmorgen erscholl statt friedlichen Glockengeläutes der Donner der Geschütze. Sowie diese Signale ertönten, rief die Lärmkanone auf der Kernser Alm das französische Heer auf allen Punkten zur Schlacht. Ein harter, langer Kampf fand besonders auf den Höhen oberhalb des Drachenriedes

---

169 Der Ablaßprediger Johann Tetzel (ca. 1460–1519).

170 Dieses Zitat ist wie die nachfolgenden so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

171 Der frz. General Balthazar de Schauenburg (1748–1831), 1798 Kommandant der frz. Besatzungsarmee.

172 Hergiswil.

173 Historisch nicht verbürgt.

174 Der Kaplan Kaspar Joseph Lüssi (Lebensdaten nicht ermittelt).

175 Paul Styger (1764–1824).

statt. Oft kämpfte da ein Nidwaldner mit sechs Franzosen. Ein Bündi von Emetten[176], der an vielen Wunden blutend am Boden lag, vertheidigte sich nach dem Berichte eines glaubwürdigen Zeitgenossen bis zum letzten Athemzuge. Die Tochter eines Anderen, welche ihrem Vater Waffen nachtrug, mußte mit Gewalt zurückgewiesen werden, als sie selbst am Kampfe Theil nehmen wollte. Ihr Oheim, der in den Fuß geschossen war, feuerte auf den Knieen liegend fort, bis ihn ein zweiter Schuß in die Achsel traf. Als eine Abtheilung Franzosen versuchte, die Nidwaldner von der Seite des Rozberges[177] zu umgehen, stießen sie auf eine kleine Schaar Nidwaldner, welche den jähen Abhang des Rozberges und die Papiermühle, den Ausgangspunkt aus dem Engpasse des Rozloches, besetzt hielten, und denen noch von Stanzstad her ein Häuflein Kämpfer von der „Kompagnie der Jungen", aus minderjährigen Knaben bestehend, zu Hilfe kamen. Diese feuerten auf die im Engpasse in gedrängter Masse anrückenden Franzosen, zerschmetterten sie durch hinabgeschleuderte Felsstucke und Holzblöcke und jagten sie in den schäumenden Bach, so daß fast Alle umkamen. Der Mangel an Mannschaft und an Leitung hinderte jedoch die Heldenjünglinge, ihren Sieg zu verfolgen, so daß bald darauf eine neu anrückende Kolonne Franzosen des Rozberges sich bemächtigen konnte. Da zugleich die von Kerns über Ennenmoos[178] und das Drachenried, sowie die vom Großächerli (einer Grenzalpe zwischen Ob- und Nidwalden) über Dallenwil heranrückenden Franzosen trotz dem verzweifelten Widerstande der Nidwaldner immer näher um das Thal von Stanz[179] sich zusammenzogen, ging das Schicksal des Tages rasch seiner Entscheidung entgegen, jedoch nicht, ohne daß vorher noch ein wüthender Kampf bestanden werden mußte. Wohl mochte, als die Franzosen den wichtigen Punkt des Rozberges gewonnen hatten und nun mit Siegessicherheit aus das schöne Thal herabsahen, das sie binnen kurzer Zeit in eine Wüste umwandeln sollten, der Triumph ihnen nahe genug scheinen. Doch auf dem Allwege, jener sanft ansteigenden Höhe zwischen dem Rozberge und dem Stanzerhorn[180], auf deren Höhe die Winkelriedkapelle[181] zu ausdauerndem Todesmuth aufforderte, hatte sich noch die entsetzlich zusammengeschmolzene Hauptmacht der Nidwaldner zum letzten Kampfe gesammelt. Die Höhe des Allwegs[182] wurde zwar von den Franzosen, die in festgeschlossener Kolonne racheschnaubend anrückten, in raschem Sturmschritt genommen und die Kapelle mit den umliegenden Häusern verbrannt. Jeder Schritt abwärts mußte aber mit Leichen erkauft werden. Da stritten mit Sensen und Knitteln und starben den Heldentod 18 Jungfrauen, welche den wiederholt angebotenen Pardon ausschlugen, unter ihnen das schönste Mädchen des ganzen Landes, Barbara Bachli[183] von Beckenried, die mehrere Franzosen mit ihrem Knittel niedergeschlagen hatte, bis ein Dragoner ihr den Kopf spaltete. Ein wehrloses Mädchen bat auf den Knieen um den Tod als Gnade. An mehreren Stellen rangen Frauen und Jungfrauen mit Riesenkraft von den Ueberwältigern sich los, flohen in die unwegsamen Berge und verbargen sich in den Wäldern und Felshöhlen. Ein verfolgtes Mädchen sprang einen haushohen Felsen hinunter und entkam. Zwei andere schützten sich heroisch vor Mißhandlung, indem die eine, Kunigunde Christen[184], dem Frevler den Arm abschlug, und die andere, Clara Deschwanden[185], ihren Bedränger, einen bäumigen Grenadier, fest an der Gurgel packte, bis ein Offizier zu ihrer Rettung herbei kam. Ein Käslin von Emetten hatte schon sieben Wunden und schoß, am Boden liegend, sein Gewehr noch dreizehnmal ab. Ein anderer Käslin von Bekkenried, der von zwei Husaren verfolgt wurde, schlug dem Einen mit seinem Knittel das Haupt ein und

[176] Emmetten.

[177] Rotzberg.

[178] Ennetmoos.

[179] Stans.

[180] Stanserhorn.

[181] Heute gibt es nur noch bei Sempach eine Winkelriedkapelle.

[182] Der Weg zwischen Ennetmoos und Kerns.

[183] Die Buochser Magd Barbara Bachli (1776–1798; gefallen).

[184] Historisch nicht verbürgt, obgleich der Familienname Christen in dieser Gegend verhältnismäßig häufig vorkommt.

[185] Historisch nicht verbürgt, obgleich der Familienname Deschwanden in dieser Gegend verhältnismäßig häufig vorkommt.

stürzte mit ihm in einen Graben, wo der andere Husar ihm den Schädel spaltete. – Wir entnehmen diese Züge den glaubwürdigen Ueberlieferungen aus der stanzstader Chronik.

Unter diesen Vorgängen fuhren die Franzosen mit 10 Schiffen und einem großen, von 1000 Mann besetzten Floß gegen Stanzstad, und mit fünf anderen, stark bemannten Booten in das nicht weit davon entfernte, nördlich von Stanzstad liegende Dörfchen Kehrsiten und beschossen lange Zeit, doch ohne Erfolg, die dort aufgestellten Unterwaldnerposten. Sowie die rothe Flammensäule von der brennenden Winkelriedkapelle ihnen das Zeichen gab, daß die Höhe des Allweg genommen war, landeten die Franzosen zwischen Stanzstad und Kehrsiten und theilten ihre Kräfte. Die Einen näherten sich Kehrsiten, während die Andern über den Bürgenberg auf Stanzstad losrückten. Da die wenigen Nidwaldner, welche Kehrsiten besetzt hielten, dem Angriffe der Franzosen von Land und See her nicht zu widerstehen vermochten, verließen sie ihre Schanze, zu deren Vertheidigung nur eine einzige kleine Kanone aufgestellt war, und zogen sich, nachdem ihre Scharfschützen noch eine Weile die Franzosen aufgehalten hatten, auf die Höhe des Bürgenberges zurück, der zwischen dem Thale von Stanz und dem See sich hinzieht. Die Franzosen verfolgten sie, erlitten jedoch durch wohlgezielte Stutzerschüsse und herabrollende Stein- und Holzblöcke erhebliche Verluste. Da sie aber immer wieder durch neue Truppen ergänzt wurden, gelang es ihnen endlich, die Höhe des Bürgen zu gewinnen, worauf die Nidwaldner sich zerstreuten und die Franzosen mordend und brennend gegen Stanzstad vorrückten.

Stanzstad war an diesem Tage nur von 200 Mann vertheidigt, die sich bis gegen den Lotzerberg[186] hinzogen; der See aber ward mit Pallisaden, die nicht über den Wasserspiegel sich erhoben, und mit schwimmenden Baumstämmen gesperrt. Die beiden Einfahrten wurden durch drei Schanzen gedeckt, die mit zwei Zweipfündern und einem Fünfpfünder besetzt waren, letzterer der „Zürihund“ genannt, weil er den Zürchern in der Schlacht bei Kappel (1531) genommen worden war. Jeder Kanone, die lebhaftes Kartätschenfeuer entsendeten, waren acht Scharfschützen beigegeben. Am Tage der Schlacht befehligte diesen Posten ein einfacher Landmann, Ignaz Hunziker[187], Zundelnazi genannt, ein kleines, häßliches Männchen, das aber nach dem Berichte eines Zeitgenossen, „wohl reden konnte und gut mit den Leuten umzugehen verstand.“ Zundelnazi und seine Lente, die gegen den See gesichert waren, hielten sich bis gegen 2 Uhr. Da wurden sie aber gleichzeitig vom Rozberg und vom Bürgen her angegriffen und zogen sich nun, nachdem sie zwei Kanonen vernagelt hatten, in die Wälder zurück, worauf die Franzosen in Stanzstad einzogen und das freundliche Dörfchen vollständig niederbrannten.

Das gleiche Schicksal traf Stanz, den Hauptort Nidwaldens, doch beendigte dessen Einnahme noch lange nicht den Kampf, der erst mit der Dämmerung endete. Von Morgens 5 Uhr bis Abends 6 Uhr hatte die kleine Heldenschaar dem achtmal der Zahl und noch weit mehr durch bewährte Kriegskunst überlegenen Feinde Widerstand geleistet. Ueber die Schreckensscenen, welche den Einzug der Franzosen in Stanz begleiteten, lassen wir den Schleier fallen; hatte doch das brave Volk von Nidwalden, wenn auch irregeleitet durch Priesterfanatismus, in seinem ruhmvollen Untergange das Palladium[188] schweizerischer Tapferkeit gerettet. Und noch heute ermahnt in der Hauptkirche von Stanz eine an der äußeren Mauer des Beinhauses befestigte marmorne Tafel, dem Andenken an die Gefallenen von 1798 gewidmet, das heutige Geschlecht mit dem frommen Spruch:

Bleibt wie ein Fels im Guten fest
Und flieht das Laster wie die Pest!

---

[186] Der Lopper.

[187] Historisch nicht verbürgt, obgleich der Familienname Hunziker in dieser Gegend verhältnismäßig häufig vorkommt.

[188] Das Palladion (griech. παλλάδιον, palládion), in der griech. Mythologie ein altes Schnitzbild der Städteschirmerin Athene (ion. Ἀθήνη, Athēnē; dor. Ἀθάνα, Athána), welches auf der Burg von Troja (Hethit. 𒋫𒊒𒄿𒊭, Truwisa; griech. Τροία, Troía oder Τροίη, Troiē; auch ἡ Ἴλιος, hē Ílios, „die Ilios“ oder τὸ Ἴλιον, tó Ílion, „das Ilion“; lat. Troia oder Ilium; türk. Truva) als Unterpfand der öffentlichen Wohlfahrt aufbewahrt wurde.

So rufen Euch aus ihrer Ruh'
Die frommen Unterwaldner zu.[189]

[189] „Denkmal \ den ehrwürdigen Priestern, frommen Vätern, Müttern, Söhnen, Töchtern, \ welche \ an dem für Unterwalden ewig merkwürdigen 9ten Herbstmonat \ 1798 \ und in der Folge \ Gott, dem Vaterland und der Tugend \ an der Zahl 414 \ ihr Leben muthvoll geopfert, \ von \ ihren Verwandten und Freunden \ errichtet \ 1807. \ Bleibt wie ein Fels im Guten fest, Und flieht das Laster wie die Pest, \ So rufen Euch aus ihrer Ruh' Die frommen Unterwaldner zu." (Quelle: Erdkunde der Schweizer Eidgenossenschaft. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Von Gerold Meyer von Kronau [(1804–1858)]. […]. Erster Band. Zweite, ganz umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. – Zürich: Orell, Füssli & Compagnie 1838. S. 360).



STANZSTAD
AM VIERWALDSTÄTTER SEE.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 110-113.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 210-212.

Bornhöved.

Das ist so viel als „Quellen-Haupt", denn es liegt auf dem Gipfelpunkt der holsteinischen Hochebene, nach allen Seiten hin durch die Lande wachsende Quellen aussendend, vier Meilen südlich von Kiel, im Amte Segeberg: eine der ältesten Ortschaften Norddeutschlands, weiland berühmt und angesehen durch ganz Holstein und Stormarn. Hier residirte der Bischof, hier glänzte die Blüthe der Ritterschaft, hier tagten Edle, Prälaten und Städte; hauptsächlich aber: hier wurde (am 22. Juni 1227) eine der glorreichsten und entscheidendsten deutschen Schlachten gegen die Dänen gewonnen.

So schaue denn das altehrwürdige Quellenhaupt uns mahnend und zornig an und werfe in die dunkle Schmach der Gegenwart den hellen Glanz glorreicher Erinnerung. Du aber brause dahin, mein Lied, zur Ehre einer ächten deutschen Heldenthat!

I.

Da war Graf Heinrich von Schwerin[190],
Ein Mann als wie ein Fels,
Er trug nach innen Bärenmuth
Und außen Bärenpelz.

Den hat einst Dänens Waldemar[191]
Mit schwerem Hohn gekränkt,
Und dann die wilde Bärenkraft
In Ketten eingezwängt.

Das kochte nun im alten Herrn
Wie eines Kraters Gluth,
Es sprengte ihm die Adern fast
Das heißgebraute Blut.

Nun war der König Waldemar
Bei Fühnen[192] auf der Jagd,
Und hat drei wilde Tage da
Mit tollem Spiel verbracht.

Und Deutsche standen rings umher,
Demüthiglich gebückt;
Oft hat auf sie der gnäd'ge Herr
Zum Spaß sein Schwert gezückt.

Des Bären Tatzen wühlten sich
Fast in den Stahl hinein,
Und durch die Augen flammt es ihm
Wie greller Nordlichtsschein.

Es grollt sein Zähneknirschen dumpf
Durch seinen grausen Zorn,
Als wenn ein Mühlenstein sich dreht
Auf ausgemahl'nem Korn.

„Noch diese Nacht, bei meinem Bart!
Sei's frisch und keck gewagt.
Da reißt nur Eure Mäuler auf,
Wenn Euch der Morgen tagt."

[190] Heinrich I., genannt der Schwarze (ca. 1155–1228), seit 1194/1200 4. Graf von Schwerin.

[191] Waldemar II., genannt der Sieger (dän. Valdemar Sejr bzw. Valdemar 2.; 1170–1241), von 1182 bis 1202 Herzog von Schleswig und ab 1202 König von Dänemark.

[192] Fünen (dänisch Fyn).



BORNHÖVED

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Und als die Nacht herniedersank
Auf’s königliche Zelt,
Da kam der Bär mit zwanzig Mann,
Hat still das Zelt umstellt;

Schlich dann allein zum König hin,
Und nahm ihn aus dem Nest,
Und hielt in seinen Tatzen ihn
Gar brünstig warm und fest.

Die Dänen schliefen immer zu,
Und durch den ganzen Troß
Trug unser Bär den König fort
Und bracht’ ihn auf sein Schloß.

II.

Bald schickten Papst und Kaiser hin
Zum Bären nach Schwerin:
„Laß unsern lieben Vetter doch
Sogleich von dannen ziehn.“ –

Da streckt der Bär die Tatzen aus
Und brüllte tief und laut:
„Es kümmre nur ein Jeder sich
Um seine eigne Haut.

„Wer meiner Haut zu nahe kommt,
Denn schlag’ ich ins Genick,
Und häng’ ihn dort am Thurme aus,
An meiner Mönche Strick.

„Der Däne bleibt in meiner Haft,
Bis er sich losgekauft,
Mit jedem Theile deutschen Land’s,
Den er sich frech errauft.

„Nicht einen Fetzen uns’res Reichs
Behalt er in der Faust;
Zu lange schon für deutsche Ehr’
Hat er an uns gezaust,

„Wo deutsches Wort erklingt, da herrsch
Auch deutsches Schwert und Recht!
Wohin uns Gott als Herr gestellt,
Da stehn wir nicht als Knecht!“

Das war ein Wort! das trieb empor
Die edle, stolze Scham,
Drum ließ man auch den Bären gehn,
Wie der sich eben nahm.

Der preßte nun den Waldemar
So recht nach Herzenslust;
Riß jeden angeflickten Schmuck
Ihm von der kühlen Brust.

Da kam zurück zum deutschen Land,
Was lang davon zerstückt;
Drauf schon des Dänen Wappen war
Mit Eisenhand gedrückt.

Auch Hamburgs, Lübecks freies Recht
Stand deutlich im Kontrakt;
Ein heil’ger Schwur des Dänenherrn
Besiegelte den Pakt.

Dann sah man diesen stolzen Herrn
Gebückt von dannen gehn;
Es brüllt’ der Bär ihm freundlich nach:
„Auf Nimmer-Wiederseh’n!“ –

III.

Ein Manneswort ist wohl ein Fels,
Doch nicht ein Königswort,
Und ist der König nicht ein Manu,
Dann wehn’s die Winde fort.

So war der König Waldemar
Kaum aus des Bären Macht,
Hat er auch rasch ein Dänenheer
Zu uns hereingebracht.

Nun glühte es und sprühte es,
Wie in des Kraters Schooß;
Nun sauste es und brauste es,
Da brach die Flamme los!

Sie wars der Heere lange Reih’n
Auf Bornhövds breites Feld;
Da kämpfte nun ein jeder Mann,
Als kämpft’ er um die Welt.

Dem Dänen half der Lüneburg[193],
Ein Graf, gar fett und schwer;
Man sagt, es stammen noch von ihm
Die Heideschnucken her.

[193] Otto I., genannt das Kind (1204–1252), seit 1235 erster Herzog von Braunschweig und Lüneburg.

Den Deutschen war es sonnenhell.
Im Herzen froh und frisch,
Sie prüften ihrer Schwerter Wucht,
Als ging' es flink zu Tisch.

Au ihrer Spitze Adolf[194] stand,
Der edle Holstengraf,
Deß Blick und Schwert gar mächtiglich,
Die Frau'n und Feinde traf;

Zu rechts der Bär und Lübecks Herr,
Der Bürgermeister[195] links,
Dahinter Bremens Erzbischof[196],
Gewärtig jedes Winks.

Der erste Wink: ein Blitzstrahl mit
Zehntausendschneid'gem Schwert!
Zehntausend Keulenschläge zu,
Ein Leben jeder Werth.

Nun Wink auf Wink und Strahl auf Strahl,
Und Schlag auf Schlag daran!
Da wogt es nieder, wogt es auf,
Wie Fluth im Ocean.

Und wie der Ocean oft gefärbt
Mit rother Abendgluth,
So war das weite Schlachtgefild'
Auch roth gefärbt mit Blut.

Doch, ach! es ist viel deutsches Blut,
Das da den Boden tränkt,
Und plötzlich, halt! – die deutschen Reih'n,
O Schmach! sie sind gesprengt!

Wohl hielt der Bär die Tatzen vor,
Der Bischof seinen Stab,
Wohl sprengte Adolf wie ein Leu
Die Reihen auf und ab.

Doch Alles bangt und Alles wankt,
Und nah ist Deutschlands Fall:
Da, plötzlich aus dem Dänenheer
Rauscht deutschen Liedes Schall.

Dem Liedesschall folgt Schwerterklang
Und Todesächzen nach:
Durch Feindesreih'n der Schaumburg[197] mit
Zehntausend Deutschen brach:

Mit Deutschen, die der Däne einst
In seine Reih'n gezwängt,
Mit Deutschen, die der Däne nun
Zum Brudermord gedrängt.

Doch als das Blut der Brüder floß
Zu ihren Füßen hin:
Da spiegelte sich ihre Schmach
Mit rother Scham darin;

Und jeder Tropfen Blutes schoß,
Als Rachestrahl empor,
Der sie durchzuckt' mit Allgewalt: –
Da brachen sie hervor!

Nun hielten auch die Brüder Stand,
Und wieder d'ran und d'rauf:
Bald thürmten Dänenleiber sich
Zu Leichenhügeln auf.

Und alle Fahnen rauschten laut
Weit durch die Lande fort,
Des alten Bären von Schwerin
Frisch auferstand'nes Wort:

„Wo deutsches Wort erklingt, da herrsch
Auch deutsches Schwert und Recht!
Wohin uns Gott als Herr gestellt,
Da stehn wir nicht als Knecht!" –[198]

[194] Adolf IV. (vor 1205–1261), von 1225 bis 1238 Edler Herr von Schauenburg sowie von 1227 bis 1238 Graf von Holstein und Stormarn.

[195] Wohl Hinrich Witte (Lebensdaten nicht ermittelt), von 1227 bis 1236 Bürgermeister von Lübeck.

[196] Gerhard zur Lippe (ca. 1190–1258), seit 1219 als Gerhard II., Erzbischof von Bremen und Bischof von Hamburg.

[197] Adolf IV. von Schauenburg (siehe hierzu S. 58, Anm. 194).

[198] So nur in „Meyer's Universum" zu finden (s. u.).

Die Deutschen hatten den herrlichsten Sieg über die Dänen errungen. Was dem deutschen Schwert entging, floh; auch König Waldemar floh, der Bär ihm nach, und rief ihm zu: „Du königlicher Lügner! du eidvergessener König, halt! stelle dich meinem Schwert!“ Doch Waldemar floh weiter: da stürmte der Bär voraus und schleuderte dem König den Handschuh ins Gesicht. Der Handschuh war aber nicht Seide, sondern eitel Stahl und schlug dem König das Auge ein, so daß derselbe halb blind nach Dänemark entkam.

A. S.[199]

[199] Die Initialen stehen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit für Arnold Schlönbach (siehe hierzu S. 43, Anm. 151), der auch wohl Autor der obigen Ballade gewesen sein dürfte.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 113-116.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 242-244.

Pissevache[200] in Wallis.

Als Prototyp der Rolle, welche in der Schweiz die Natur dem Wasser zugeheilt hat, gilt in der allgemeinen Vorstellung der Staubbach im lauterbrunner Thal, der so viel hundertmal beschriebene und abgebildete, in Gedichten besungene und gepriesene, in jedem geographischen Lehrbuch genannte, daß jedes Schulkind ihn kennt, in ihm den Repräsentanten aller schweizer Wasserwunder anstaunt und sich eine schweizer Landschaft kaum ohne seines gleichen denken kann. Allerdings ist der Staubbach der vornehmste Repräsentant einer weitverbreiteten Gattung von Wasserfällen, die in Folge ihrer außerordentlichen Sturzhöhe sich fast ganz zu verflüchtigen scheinen, bis sie die Sohle ihres neuen Strombettes erreichen. Es sind diese Staubbäche nicht mit den unaufhaltsam wilden Stromstürzen zu vergleichen, die an malerisch zerklüfteten Felsmassen schäumend und mannichfaltig sich brechen, durch den Donner ihres Falles die Lüfte erschüttern und die Ausrufe des Erstaunens verschlingen; aber sie sind erhaben durch die himmelhohen, senkrechten Felswände, an denen sie hinabgleiten in einer beweglichen Wassersäule, weiß und weich wie Milch, durch ihr allmähliges Hinschwinden in Nebel, durch das Leuchten ihrer Regenbogen, durch ihr leises, harmonisches, Geisterstimmen ähnliches Geräusch, mit dem sie den Beschauer umgeben: – es sind Erscheinungen elegischer Natur, die weit mehr empfunden als bewundert sein wollen.

Ein ganz anderes Bild gestaltet der volle, wassermächtige Bergstrom, wenn er in seinem Bette durch Felsentreppen oder hohe, fast vertikale Schichtenabstürze unterbrochen, plötzlich zum verzweifelten Sprung in die Tiefe genöthigt wird. Was dort bei den sanft herabsinkenden, vom Winde getragenen und verwehten Staubfällen zur Idylle sich verkörpert, wird hier zur energischen Kraftäußerung, zur gewaltigen, tragischen Katastrophe. So der Buffalora in Graubündten, welcher als eine festgeschlossene Stromsäule in vollster Vehemenz, wie ein krystallener Kanonenschuß weit über den Rand einer senkrechten Felswand hinausschießt und als konsistente Strommasse zur Tiefe niederfährt. Es ist der kühne, männliche Pendant zum schmachtend weiblichen Staubbach.

Derselben Gattung gehören die ricochetirenden[201] Fälle an; der Piumegna[202] in Tessin kommt über die Alpenterrassen als kräftig genährter Bergbach herab und sieht sich plötzlich in dem Fall, kein Flußbett mehr zu haben, sondern einen Satz auf gut Glück über eine hohe, schroffe Glimmerwand zu wagen. Er thut's, staucht aber unten, anstatt in einen seine Schaumwellen sammelnden Kessel zu fallen, auf eine Felsplatte, so daß er, ein bildlicher Aufschrei, wie eine Fächerfontaine wieder emporspritzt und einen Bogensatz hinaus ins Freie macht, der einer schönen Marabutfeder gleicht.

Wesentlich verschieden sind jene, die eigentlich ihr Flußbett nicht verlassen, sondern innerhalb desselben mehr oder minder hohe Stufen hinabspringen müssen. Der imposanteste dieser Art ist der

---

[200] Frz. Cascade de Pissevache bzw. Cascade de Salanfe (pissevache steht im Frz. für Kuhpisse).

[201] Aufprallend (von frz. le ricochet, der Auf- bzw. Abprall).

[202] Der Piumogna-Wasserfall (ital. Cascata Piumogna).



PISSEVACHE
CANT. WALLIS.

Tosa-Fall[203], auf piemontesischer Seite. Mehr denn 80 Fuß breit und in einer Gesammthöhe von 400 Fuß stürzt die Toccia[204] über drei Absätze und löst ihre Wassermasse in siedend brandende Schaumwolken auf, denen fortwährend dicke Staubnebel entsteigen. Diesem zur Seite steht der Aar-Fall an der Handeck, der als gebundene, strahlend glatte Masse in eine 200 Fuß tiefe Granitschlucht sich ergießt, dort an aufragenden Felsmassen zerschellt und nun unter furchtbarem Getöse als schneeartig zerstiebender Schaum von Stufe zu Stufe hinabkocht. Noch großartiger ist der Poyaz-Fall[205] an der Tête noire. Eine besondere Eigenthümlichkeit der genannten Wasserfälle ist ihre Abgeschiedenheit von der sie umgebenden Natur, die grandiose Einrahmung in dunkle stygische[206] Granitmassen, die alle Einwirkung der Landschaft auf ihren Charakter ausschließen.

Kontrastirend dagegen sind die garnirten Wasserfälle; der vornehmste unter ihnen – Pissevache, im unteren Rhônethal. Die zackig zersprengte, terrassenförmig ausgestufte Striktur[207] des Felsenkörpers, über den die glänzende Sallenche[208] in völlig runder Masse sich niederbeugt, und die accompagnirenden Nebenkaskaden, welche in unzähligen Strahlen plätschernd, hüpfend, oder in zerstauchender Hast hinabbrausend, die Hauptmasse umgeben, schaffen ein so vielseitig bewegtes Bild, daß – hätte der Pisevache die reiche, buntgeschmückte Umgebung eines Gießbachs, er der bunteste Wasserfall der Alpen wäre. Zur gleichen Gruppe sind die Fälle des Schmadribachs zu rechnen.

Das Kaskadensystem wiederholt sich in großem Zuschnitt bei den Wasserfällen der Jurakalk-Alpen. Dort veranlassen die wechselnden Schichten eine natürliche Treppenanlage in den Flußbetten, welche sich am bedeutsamsten in den 14 Kaskaden-Etagen des vor Kurzem von uns beschriebenen Gießbachs am Brienzer See ausprägt. In noch größeren Cäsuren treten die Reichenbach-Fälle bei Meiringen auf; sie vereinigen eine Musterkarte aller erwähnten Formen, freilich ohne allenthalben deren imposante Großartigkeit zu besitzen.

Es bleibt endlich noch einer Gattung von Wasserfällen zu gedenken übrig, die in großem Maßstab weniger in den Gebirgen als am Ausgang derselben vorkommen: die Stromschnellen oder Laufen. Schon die Bezeichnung sagt, daß sie weniger eigentliche Fälle, als beschleunigte, über ein schräges Bette hinabrollende Flußmassen sind, gewissermaßen von der Natur eingelegte, gigantische Wehre. Die renommirteste Stromschnelle ist der weltbekannte Rhein-Fall bei Schaffhausen. Noch präciser formt sich eine Schnelle desselben Stromes bei Laufenburg, wo fester Gneis in Form eines Felsendammes das Klippenbett des Rheins durchsetzt. Geschickte Schiffer pflegen mit leichten Nachen unbeschadet über diese wilden Schnellen hinabzufahren.

So finden für den aufmerksamen Beobachter der Bergstrom und seine Wasserfälle, diese stolzesten Zierden des Alpenlandes, die Bedingungen ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit weniger im Zufall, als in der Gattung des Gesteins und Eigenthümlichkeit der Gebirgsformation, denen sie angehören, und klassisieiren sich nach Regeln, für deren Beweis die wenigen aufgeführten Beispiele hier genügen mögen.

Der Standpunkt unseres naturwahren Bildchens ist hart an der Straße von St. Moritz nach Martinach[209], 1 ½ Stunden von letzterem Orte, auf dem linken Ufer der Rhône, da, wo der wasserreiche Sallenchebach, aus den Gletschern des Dent du Midi[210] entspringend, sich über eine 280 Fuß hohe Thalwand in dieselbe ergießt.

---

[203] Ital. Cascata del Toce.

[204] Ital. Toce.

[205] Die Gorges mystérieuses.

[206] Adjektiv von Styx (griech. Στύξ, Stýx, „Wasser des Grauens“), in der griech. Mythologie neben Acheron (griech. Ἀχέρων, Áchérōn), Lethe (griech. Griech. ἡ Λήθη, hē Lḗthē „das Vergessen“), Kokytos (griech. Κοκύτος, Kokýtos), Phlegethon (griech. Φλεγέϑων, Phlegétōn) und Eridanus (griech. Ἠριδανός, Ēridanós) ein Fluß der Unterwelt.

[207] Eine hochgradige Einengung (von lat. strictura, das Zusammenziehen).

[208] Die Salanfe (früher auch Sallanche).

[209] Martigny.

[210] Die „Dents du Midi“ im Kanton Wallis.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 133-146.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 274-284.

San Marino*)[211].

Wer durch die stillen Gassen von Pompeji wandelt, kann das schmerzliche Bedauern nicht unterdrücken, daß, so reich an Bildwerken, an Hausrath und Geschmeide diese unerschöpfte Fundgrube . des Alterthums ist, sie doch immer nur Todtes zu bieten hat. Statuen, Lampen, Gemälde, in bunter Farbenpracht schimmernde Zimmerwände hatten wir auch sonst schon gefunden; nun aber die Decke gehoben ist, die vor mehr als 17 Jahrhunderten der Vesuv über die Stadt mitten im regsten Verkehre des Werkeltages stürzte, möchten wir jenes bunte Leben auf Straße und Platz, unter den Säulenhallen des Hauses und im behaglichen Bade gemach eben da wieder erwachen sehen, wo es am 24. August des Jahres 79 in Todesschlaf versank.

Wie nun aber, wenn uns eine Stadt, ja ein ganzes Staatswesen erhalten wäre, das ohne eine andere schützende Decke, als die seiner Kleinheit, seiner Armuth und seiner einsamen Lage auf hoher unzugänglicher Bergesklippe sich in ungestörtem Fortbestande seit dem 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zum heutigen Tage erhalten hätte? Ein zweites Pompeji, aber ein Pompeji der Lebendigen?

Eine solche Reliquie ist uns in der That erhalten; es ist der Freistaat von San Marino.

Ist auch San Marino nicht mehr das römische Landstädtchen aus der Zeit des Constantins[212] und Constans[213], so bleibt es doch unbestreitbar der einzige Staat der Welt, der sein Bestehen ohne Unterbrechung bis auf die Tage altrömischer Weltherrschaft zurückführen kann, der einzige, der wenigstens von den städtischen Freistaaten des Mittelalters uns bis heute ein treues, kaum in Nebenzügen entstelltes Bild bietet.

Wenn der Reisende, der vom Norden kommt, endlich die weite lombardische Ebene durchmessen hat und im Begriffe steht, jenen vielgenannten Grenzbach, den Rubicon, zu überschreiten, so sieht er sich gegenüber eine kühngezackte Felsenklippe aus dem übrigen Gebirgszuge weit in das flachere Land hinaus vorgeschoben. Drei Zacken sind von alten Schlössern und Thürmen gekrönt, von der vierten ragt eine Kirche und längs des Bergrandes sieht man eine Reihe von Häusergiebeln.

Dieser Berg ist der Titano und die Felszacken sind die Spitzen, oder, wie sie mit einem keltisch abzuleitenden Worte heißen, die Penne von San Marino.

Die Höhe dieser Bergspitze wird zu 2444 pariser Fuß[214] angegeben, sie kommt also den Gipfelpunkten des Thüringerwaldes ungefähr gleich. Auch unter dem 43. Breitegrad ist dies eine Höhe, die sich der Vegetation erheblich fühlbar macht. So günstig gelegen aber lehnt sich das Städtchen an den sanften Südabhang des Berges, so sicheren Schutz gegen Norden gewährt die steil abgebrochene Felsenwand, daß nicht nur die Rebe auf dem dürren Steinboden ein Gewächs von seltener Würzigkeit beut,

[211] *) Aus einem Vortrag von Prof. Karl Witte [(1800–1883), ein berühmter Danteforscher].

[212] Flavius Valerius Constantinus, genannt Konstantin der Große (zw. 270 u. 288–337), als Konstantin I. von 306 bis 337 römischer Kaiser.

[213] Constans (eigentl. Flavius Iulius Constans; zw. 320 u. 323–350), seit 337 römischer Kaiser.

[214] 32,48 cm.

sondern auch der Lorbeer gedeiht üppig in den höchstgelegenen Gärten des Ortes, und zwischen dem wilden Gestein, das die Burgtrümmer um gibt, wuchern Myrthe und duftige Cyklamen, während im Nordschatten sich das zierliche Venushaar am Felsenabhange wiegt. Weiter hinab überschatten kräftige Eichen und edle Kastanien die Flanken des Gebirges, an welche sich gegen die Ebene hin endlich ein weiter Gürtel von Oliven reiht.

Bis zum Borgo führt vom Meeresstrande, von Rimini aus, ein wohlunterhaltener Fahrweg. Von hier bis in die Stadt war noch bei meinem letzten Besuche auf einer künstlich gewundenen Straße nur zu Fuß oder zu Maulthier zu gelangen; neuerdings soll aber mit beträchtlichem Aufwand ein Fahrweg hergestellt sein. Von jeder anderen Seite ist die Bergeszinne unzugänglich und, in den Schluchten der Felswand einen neuen Pfad zu suchen, bei Lebensstrafe verboten. So hat denn der dürftige Handelsverkehr des Freistaates, der zum Verkaufe kaum Anderes als Wein, grobe Schafwolle und Borstenvieh zu bieten hat, alljährlich aber nicht unbedeutende Getreidevorräthe verbraucht, sich unterhalb der Felsenspitze, im Borgo angesiedelt. Hier sehen die Häuser wohnlicher und moderner aus, als oben in der Stadt, und Schenke bei Schenke ladet zum Genuß des würzigen Muscattellerweins. Tief in die Eingeweide der Bergwand hinein erstreckt sich nämlich ein Labyrinth von Grotten, die, als Felsenkeller benutzt, dem labenden Trank auch während der ärgsten Sommerglut eisige Kühle bewahren.

Rings um diese Felsenburg lehnt sich nun das nur anderthalb geographische Quadratmeilen umfassende Gebiet des kleinen Freistaates mit seinen wenigen Ortschaften und etwa 7000 Einwohnern an die Abhänge, so daß es an keiner Stelle bis zur Ebene herabsteigt.

In den Berichten, welche die Legende uns über die ersten Anfänge von San Marino bietet, ist die dichtende Sage unkennbar mit dem Geschichtlichen verschmolzen. Diocletian[215] und Maximian[216], die Christenverfolger, hätten der Erzählung nach das von einem Seeräuberkönig zerstörte Rimini prächtiger wiederherstellen lassen und zu dem Ende Baumeister und Steinmetzen aus allen Provinzen des römischen Reiches berufen. Unter ihnen seien denn auch zwei fromme Christen aus Dalmatien, Marinus und Leo, herbeigekommen, welche durch stillen, kunsterfahrenen Fleiß, durch reinen Lebenswandel und geistlichen Zuspruch, durch werkthätige Liebe den Genossen vor Allen theuer geworden.

Die Fabel hat nun der wunderbaren Geschicke mancherlei erfunden, welche diese frommen Männer die Verstecke jener nahen, damals noch waldbewachsenen Bergeshöhen aufsuchen ließ – möglich, daß sie dort Schutz vor Verfolgungen ihres Glaubenseifers wegen suchten – und schließt damit, daß beide, Leo auf dem einen Felsen, der noch seinen Namen führt, und die Bergfestung San Leo trägt, Marinus auf dem Gipfel des Titano Klausen errichteten und als heilig gehaltene Wunderthäter ihr Leben verbrachten. Eine Vertiefung im nackten Stein, über der sich jetzt der Chor der dem Heiligen geweihten Hauptkirche des Orts erhebt, wird noch als das Bette des Marinus gezeigt. Nachrichten und Urkunden aus dem 9. Jahrhundert erwähnen zuerst der Gemeinde und des Klosters von San Marino und seiner Aebte und stellen uns somit erst auf den festen Boden der Geschichte.

Im 13. Jahrhundert, mit welchem die fortlaufenden geschichtlichen Nachrichten über San Marino beginnen, sehen wir es sofort als ein wohlgegliedertes Gemeinwesen auftreten, in allen wesentlichen Stücken jenen vielen ähnlich, die sich in vielbestrittener Selbständigkeit über die ganze Halbinsel verbreiteten. Spätestens um die Mitte des Jahrhunderts hatte der Freistaat sein einheimisches Gesetzbuch, sein Statut, und, wie oft auch modificirt, ist die Verfassung jener Zeit doch in der Hauptsache die noch heute geltende. Die oberste Gewalt steht, wenigstens dem Namen nach, der Gesammtheit der Bürger zu; Rechtspflege und Verwaltung sind aber in den Händen zweier, auf kürzere Zeit gewählter, Konsuln.

Solchen Besitzes der Unabhängigkeit erfreute San Marino sich vor einem halben Jahrtausend. Auffallender aber, als daß es ihn gewonnen habe, ist, daß er ihm und nur ihm allein erhalten blieb. Schon zu Ende des 15. Jahrhunderts ward die Freiheit der meisten italienischen Städte einheimischen Dynasten zur Beute. Wenig später wurden die Herrschaften dieser Stadttyrannen wieder von den Fürsten verschlungen, die sich allmählig das Gebiet der ganzen Halbinsel anzueignen und darein zu theilen wußten.

[215] Gaius Aurelius Valerius Diocletianus (eigentl. Diocles, griech. Διοκλῆς; zw. 236 u. 245–ca. 312), von 284 bis 305 römischer Kaiser.

[216] Marcus Aurelius Valerius Maximianus, genannt Herculius (ca. 240–310), von 286 bis 305 zusammen mit Diokletian (s. o.) Kaiser des Römischen Reichs.

Nur wenige Republiken von jenen zahllosen, die zur Zeit der Hohenstaufen über die Halbinsel verstreut waren, bestanden noch zur Zeit unserer Väter und auch diese wenigen, Venedig, Genua und Lucca, in einer bis zur Unkenntlichkeit veränderten Gestalt. Die Stürme der französischen Revolution haben sie noch vor Ende des letzten Jahrhunderts hinweggefegt. Nur San Marino ist bestehen geblieben, ohne daß seine Verfassung eine wesentlich andere geworden wäre, als vor 600 Jahren.

In der That waren die Verhältnisse, unter denen jene Städterepubliken des italienischen Mittelalters bestanden, seltsam verwickelte. Zunächst breiteten die oberste weltliche und geistliche Macht, breiteten Kaiser und Papst ihr Netz über die bewohnte Welt und nahmen, jede für sich, Dienst und Gehorsam in Anspruch. Daneben aber waren die dienenden Glieder der einen wie der andern Macht, waren Bischof und Graf oder Herzog, zu selbständiger Herrschaft gediehen, welcher sie in engeren Kreisen das gesammte Land unterzuordnen trachteten. Endlich eroberten zahlreiche Ritter von ihren Burgen aus ein sich immer weiter erstreckendes Gebiet, dem oft genug auch Städte mit unterworfen wurden. Später siedelten die Burgherren sich in der Stadt, die ein behaglicheres Leben bot, an, und binnen Kurzem pflegte der ritterliche Neubürger die Zügel des städtischen Regiments an sich gerissen zu haben. Gegen solche Anmaßung- des Adels war eine Abwehr kaum anders zu finden, als in der wildesten Demokratie, in welche wir denn auch eine große Zahl italienischer Städte verfallen sehen.

Zwischen allen diesen Klippen ist San Marino mit merkwürdigem Glücke hindurchgesteuert.

Während eines Jahrhunderts und länger sind es die Bischöfe von San Leo, die unermüdlich Ansprüche auf diese Felsenburg geltend machen; später strecken die Tyrannen von Rimini, die Malatesta, wiederholt ihren Arm gierig nach der benachbarten Bergfeste aus; endlich, seit den letzten viertehalb hundert Jahren, haben die Päpste oftmaliges und starkes Gelüste gezeigt, die ihnen mannigfach unbequeme Republik dem ringsumgebenden Kirchenstaate einzuverleiben.

Seit der hohenstaufischen Zeit spalteten bekanntlich die Parteiungen der Kaiserlich- und Päpstlichgesinnten, der Ghibellinen und Guelfen[217], ganz Italien. Auch in dieser Beziehung lag San Marino an einer Grenze. Rimini und der ganze städtereiche Uferstreifen des adriatischen Meeres, auf und ab, war vorzugsweise guelfisch. Die adlichen Geschlechter in den Ritterburgen des Apennin hielten es mit dem Kaiser. An diesen ghibellinischen Adel schloß sich nun aber mit rühmlicher Standhaftigkeit Jahrhunderte lang San Marino an und mußte eben deshalb den erblichen Haß der Guelfen, vor Allen der Machthaber von Rimini ertragen. Eines der edelsten und mächtigsten jener ghibellinischen Geschlechter war das der Herren von Monte Feltro, die von ihrer Heimath San Leo aus in verschiedenen Zweigen schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich das ganze Gebirgsland bis jenseits Urbino, dem späteren Sitze ihrer Herrschaft, unterworfen hatten. Am hervorragendsten unter ihnen ist zu Ende des Jahrhunderts jener Guido von Monte Feltro[218], dessen Kriegesruhm und dessen Schlauheit Dante ein berühmtes Denkmal gesetzt hat. Eben nach San Marino hatte er sich zurückgezogen, als in den neunziger Jahren das Glück ihm untreu geworden und er in den Bann des Papstes verfallen war.

Vom 13. bis in das 17. Jahrhundert hat das Haus Monte Feltro, oder wie es später in einem Seitenzweige hieß, della Rovere, unter mancherlei Wechselfällen, ja mit längeren Unterbrechungen, im benachbarten Gebirgslande, im Herzogthum Urbino, geherrscht. Unwandelbar sich gleich geblieben ist aber das Wohlwollen dieses Hauses für San Marino, unwandelbar die ehrerbietige, dankbare Gesinnung der Republik für das benachbarte Fürstenhaus.

Während eines Zeitraums von fast zwei Jahrhunderten ist von San Marino wenig Anderes zu berichten, als daß im Jahre 1631, um die Zeit des mantuanischen Erbfolgekrieges[219], durch den Tod des

---

[217] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[218] Guido da Montefeltro (1223–1298), der Protagonist des „XXVII canto, 33–34“ im 8. Höllengraben des 8. Kreises der Hölle von Dantes (s. u.) „Divina Commedia / Göttlicher Komödie“.

[219] Der Mantuanische Erbfolgekrieg von 1628 bis 1631 war durch das Aussterben der Hauptlinie des Fürstengeschlechtes Gonzaga im Jahre 1627 ausgelöst worden, das bis dahin die Herrschaft über das Herzogtum Mantua ausgeübt hatte. Der im Wesentlichen zwischen Frankreich und Habsburg ausgetragene Konflikt um die Vorherrschaft in Norditalien war während des Dreißigjährigen Krieges ein Nebenkriegsschauplatz von nicht geringer Bedeutung.

letzten Rovere[220], das Herzogthum Urbino an den päpstlichen Stuhl heimfiel und die Republik sonach zu einer rings vom Kirchenstaat umgebenen Insel ward.

Daß, wenn unsere Väter sagten, unter dem Krummstab sei gut wohnen, von der dreifachen Krone ein Gleiches nicht gerühmt werden kann, ist eine alte Erfahrung. Besonders unter den heißblütigen Romagnolen[221] hat es an Unzufriedenen nicht gefehlt, die dem Gesetze, oder doch dem Verdachte der päpstlichen Behörden verfallen waren. Sie haben oftmals in San Marino ein Asyl gefunden und so erklärt es sich leicht, warum jene Insel mitten im Kirchenstaat in Rom wiederholt mißliebig geworden ist. Versuche der Einverleibung sind, wenn auch in weitauseinanderliegenden Zwischenräumen, immer aufs Neue unternommen. Anzettelungen, die von San Marino aus auf päpstlichem Gebiet gemacht sein sollten, boten den Vorwand. Gerecht scheinen diese Anklagen nie gewesen zu sein. Eine Zuflucht hat den um ihrer Meinung willen Verfolgten die Republik, wenn auch mit großer Vorsicht, zu den verschiedensten Zeiten gewährt; sie hat es ohne Unterschied gethan, mochten die Verfolger der einen oder der andern Partei angehören. Daß ihr Gebiet aber als Ausgangspunkt für revolutionäre Aufreizungen gemißbraucht werde, hat sie nie geduldet.

Wir übergehen die Gefahren, welche unter Papst Clemens XII.[222], Pius VII.[223] und Leo XII.[224] die Unabhängigkeit des Freistaates bedrohten, auch zeitweilig zu nichte gemacht hatten, obgleich die Geschichte dieser Stürme an Zügen der Hochherzigkeit und der edelsten Freiheitsliebe reich ist, und gehen zu einer der jüngsten Episoden über, welche dem Namen San Marino weltgeschichtliche Bedeutung gegeben hat.

Der Stern des freien und einheitlichen Italiens, der Vorläufer des Tages, der jetzt über dem vollbrachten Werke ausgebreitet liegt, neigte sich im Jahre 1849 wieder zum Untergang.

Am 3. Juli jenes denkwürdigen Jahres verließ Garibaldi[225] mit 3000 Blousenmännern Rom, während von der entgegengesetzten Seite General Oudinot[226] seinen Einzug hielt. Der kühnste, von keiner seiner späteren glänzenden Waffenthaten in Schatten gestellte und mit dem Zug des Xenophon verglichene Marsch, hatte Garibaldi durch Umbrien und das apenninische Hochgebirge in den letzten Tagen des Monats bis in die Nähe von San Marino gebracht. Hier hoffte der Republikaner Sympathien zu finden. Die uneinnehmbare Felsenburg sollte ihm wenigstens so lange Sicherheit gewähren, bis es ihm gelänge, von den Belagerern günstige Bedingungen zu ertrotzen.

Gewiß war der Augenblick für den Freistaat ein besonders kritischer. Der ausgehungerten, mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfenden Schaar Widerstand entgegenzusetzen, wäre ein hoffnungsloses Unternehmen gewesen. Auf der andern Seite ließ sich befürchten, daß, wenn Garibaldi in San Marino einen letzten Haltpunkt gefunden hätte, die früher oder später unvermeidliche Katastrophe mit dem Sturze des Freischaarenführers auch den der Republik zur Folge gehabt haben würde.

Der *Capitano reggente* Domenico Maria Belzoppi[227] und der Staatssekretär Giov. Batt. Bonelli[228] wußten mit seltener Besonnenheit das Schifflein der Republik zwischen diesen Klippen hindurchzuführen. Mit dem Pater Bassi[229], der als Quartiermeister am Abend des 30. eintraf, wurde nach lebhaftem Wortwechsel vereinbart, daß die revolutionären Truppen, ohne das Gebiet des Freistaates zu berühren, an der Grenze mit Speise und Trank versehen werden sollten.

---

[220] Francesco Maria II. della Rovere (1549–1631).

[221] Die Bewohner der Emilia Romagna.

[222] Clemens XII. (eigentl. Lorenzo Corsini; 1652–1740), seit 12. Juli 1730 Papst.

[223] Pius VII. (eigentl. Luigi Barnaba Niccolò Maria Chiaramonti; 1742–1823), seit 14. März 1800 Papst.

[224] Leo XII. (eigentl. Annibale Francesco Clemente Melchiore Girolamo Nicola Sermattei della Genga; 1760–1829), seit 28. September 1823 Papst.

[225] Der Protagonist der ital. Einheitsbewegung Guiseppe Garibaldi (1807–1882).

[226] Der frz. General Nicolas Charles Victor Oudinot (1791–1863).

[227] Domenico Maria Belzoppi (1796–1864),

[228] Giovan Battista Bonelli († 1853; ermordet).

[229] Giuseppe (Ugo) Bassi (1801–1849; füsiliert).

Schon früh am Morgen des folgenden Tages stand aber Garibaldi mit einer jeden Augenblick wachsenden Schaar auf halber Höhe des Berges unmittelbar vor dem Stadtthor. Ehe es möglich gewesen war, eine Abwehr auch nur einmal zu versuchen, waren sie in das, nach außen an jenes Thor stoßende Franciskanerkloster gedrungen.

Es war ein bunter Haufen und trostloser Anblick. Phantastische, regellose Trachten mit Carbonarihut und wallendem Federbusch, mit dreifarbiger Schärpe, mit Dolch und Pistolen – und in all dem theatralischen Ausputz bleiche, vor Hunger, Ermüdung und Todesangst schlotternde Gestalten. Auf den Zügen des Einen bittere Enttäuschung, starrer Trotz auf denen des Andern. Dort das wettergebräunte Gesicht eines Abenteurers, der feine lärmende Lustigkeit wieder gefunden hat, seit er, wenigstens auf Stunden, sicher ist vor den Kugeln der Oesterreicher und die müden Glieder im Schatten der Klosterhalle strecken kann. Weiter hin eine Gruppe in völliger Entkräftung niedergesunkener Frauen, welche durch all die Leiden dieser Wochen und Monate Liebe und Treue für die unglücklichen Kämpfer aufrecht erhielten. Dann wieder unbärtige Knaben, die bei dem Feldgeschrei eines einigen und freien Italiens die Schulbücher wegwarfen, um mit kraftloser Hand die Muskete zu ergreifen. Endlich am Boden lagernd ein stöhnender Haufe derer, die Tages zuvor am Berg Tassona[230] von den Öesterreichern verwundet wurden.

Es gelang, die Freischärler außerhalb der Stadt zu halten. Garibaldi mit seinen Offizieren erschien vor den beiden Regenten und man wurde einig, daß die Behörden der Republik bei den österreichischen Heerführern vermittelnd einschreiten sollten. Erzherzog Ernst[231] war inzwischen mit seiner Heeresabtheilung in der Verfolgung Garibaldi's bis an die Grenze des Freistaats vorgerückt, ja er hatte sie unwissentlich schon überschritten. Von ihm konnte der Unterhändler – Lieutenant Braschi[232] – keine andere Bedingung erlangen, als einfache Ergebung. Glücklicher war Bonelli bei dem General Hahn[233], der in Rimini befehligte. Freier Abzug wurde zugestanden. Waffen und Kriegskasse sollten von Garibaldi an die Republik, von dieser aber an den österreichischen Befehlshaber abgeliefert werden. Garibaldi selbst hatte sich zur Auswanderung nach Amerika durch Ehrenwort zu verpflichten. Seine Gefährten waren m ihre Heimath zu entlassen. Das Consiglio der Republik trat zusammen, um darüber zu berathen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Garibaldi aber wartete das Ergebniß jener Berathung nicht ab. Nur von seiner Frau[234], die wenige Tage später auf dem Küstensande bei Ravenna verschmachten sollte, und von wenig über hundert seiner Getreuesten begleitet, zog er die Gefahren der Flucht einer, wenn auch ehrenvollen Kapitulation vor.

Schwerlich hatte San Marino während aller dieser Vorgänge in größerer Gefahr geschwebt, als in dem Augenblicke, wo am andern Morgen die zwölf- oder vierzehnhundert Zurückgebliebenen sich rathlos und verlassen sahen. Sie schrieen über Verrath der Behörden, welche die Unterhandlungen geführt hatten. Nie würden sie sich, riefen sie aus, gleich einer Heerde Schlachtvieh den Oesterreichern ausliefern lassen. Sei denn einmal jede Hoffnung verloren, so wolle man die schwach vertheidigten Thore bewältigen und nach verzweifelter Gegenwehr sich unter den Ruinen von San Marino begraben.

Auf der andern Seite äußerte auch General Hahn, den Garibaldi's Flucht erzürnte, seinen Verdacht, daß die Regenten um sie gewußt und sie nicht verhindert hätten.

Belzoppi und Bonelli begegneten der Gefahr nach beiden Richtungen. Die geringe Wehrkraft der Republik trat den andringenden Freischärlern mit solcher Entschiedenheit gegenüber, daß sie von dem Eindringen in die Stadt abstanden. Die Besonneneren unter den Garibaldianern, vorzugsweise ein Amerikaner, der sich dem Zuge angeschlossen, beschwichtigten die Gemüther. Es gelang, den ganzen Haufen zur Abgabe der Waffen zu bewegen. Jedem Einzelnen wurde neben dem Zwangspaß nach Rimini auf die halbe Tagereise noch ein Zehrpfennig eingehändigt und als die letzten Vertheidiger der römischen Republik über das Borgo den Berg hinab gen Serravalle abgezogen waren, da athmeten die Bürger

[230] Am 31. Juli 1848.

[231] Ernst von Österreich (1824–1899).

[232] Gianbattista Braschi (Lebensdaten nicht ermittelt).

[233] Cornelius Freiherr von Hahn (1809–1878).

[234] Ana Maria de Jesus Ribeiro da Silva (* 1821), gest. am 4. August 1849 in Mandriole bei Ravenna.

der Republik auf dem titanischen Gebirge, wie nach dem Erwachen von einem schweren Traume wieder auf. –

Seit jenem Tage haben keine Zwischenfälle die Ruhe des bescheidenen Staatslebens in San Marino gestört. Ehe wir jedoch die Geschichte des kleinen Freistaats verlassen, sei es gestattet, um ein halbes Jahrhundert zurückzugreifen und einer charakteristischen Scene ans den Zeiten der französischen Revolution zu gedenken.

Es war zu Anfang des Jahres 1797. Das ritterliche Königreich Savoyen und nicht minder Oesterreichs Herrschaft am südlichen Fuße der Alpen, waren von dem unwiderstehlichen Strome der Heeresmacht des Siegers von Montenotte und Arcole[235] hinweggespült. In breiten Wogen ergoß er sich über die lombardische Ebene, deren Einzelherrscher geflohen waren, wo immer die dreifarbige Fahne im Winde flatterte. Venedig, die meerbeherrschende tausendjährige Republik, deren Stirn das Diadem dreier Königreiche schmückte, verendete in schmachvoller Feigheit. Siegestrunken und übermüthig zog Bonaparte die Gestade des adriatischen Meeres entlang, um dem Nachfolger Petri[236] zu Tolentino einen demüthigenden Frieden zu diktiren.



Frankreich: 20 Franc, Napoléon I., Paris 1811.
(siehe hierzu S. 68, Anm. 235)

Da haftete das Auge des auf Alles Merkenden an den kühnen Felsenzacken des kleinen Freistaates. Es bot sich willkommene Gelegenheit, wohlfeile Großmuth zu üben und während eines Raubzuges, der unter dem Namen der Freiheit die Völker in schnöde Knechtschaft schlug, mit den hochtrabenden Redensarten von Völkerglück und Freiheit das gewohnte lügenhafte Spiel zu treiben.

An einem Februarmorgen erschien der gelehrte Monge[237], derselbe, unter dessen Leitung einige Monate später die Plünderung der römischen Kunstschätze gestellt ward, mit Bonaparte's Austrägen vor dem großen Rathe von San Marino. Die Freiheit, sagte er, habe in Athen und Theben[238], in Rom und den Republiken des Mittelalters, vor Allen in Florenz Wunder gewirkt. Dann aber sei den aus ganz Europa Vertriebenen als Zuflucht nur San Marino geblieben. Erleuchtet von einem Jahrhundert der Aufklärung habe Frankreich seine Fesseln gesprengt und sei frei. In seiner Blindheit verbündet sei ganz Europa gegen das eine Frankreich aufgestanden, das unter feindlichen Invasionen und Bürgerkriegen fast erlegen wäre. Frankreich habe sich aber aufgerafft, feine Feinde seien besiegt, vier österreichische Armeen allein in Italien vernichtet. Jetzt bringe ein französisches Heer die Freiheit in die lombardische Ebene zurück und ernte unter den Augen der Bewohner des titanischen Berges unsterblichen Ruhm. Großmüthig biete nach solchen Siegen die französische Republik selbst den Frieden an. In sträflicher Verblendung aber lehnten die Feinde ihn hochmüthig ab. Auf dem Wege zu neuen Waffenthaten versichere der Obergeneral im Namen seiner Republik den alten Freistaat San Marino des Friedens und unwandelbarer Freundschaft. Große Wandlungen stünden den umliegenden Landschaften bevor. Bestehe zwischen San Marino und den Nachbarn ein Grenzstreit, oder halte der Freistaat die Erweiterung seines Gebiets nach irgend einer Richtung für nöthig, so werde der Obergeneral die französische Republik gern veranlassen, der Schwesterrepublik Beweise ihrer Freundschaft zu geben.

Der große Rath antwortete schriftlich: der Winkel Erde, auf dem ein Ueberrest antiker Freiheit sich lebendig erhalten, sei eher geeignet, an die Strenge der Spartaner, als an attische Anmuth zu erinnern. Sittenreinheit und ein warmes Freiheitsgefühl sei das einzige Erbtheil, das ihre Väter ihnen hinterlassen hätten. Inmitten der Stürme so mancher Jahrhunderte habe Ehrgeiz, Uebermacht und Hinterlist der Feinde ihnen dies Kleinod nicht entreißen können. Zufrieden in ihrer Kleinheit lehne die Republik das gemachte Anerbieten dankend ab. Eine Gebietserweiterung könne in ihren Nachwirkungen leicht die Freiheit bedrohen. Nur um Verkehrserleichterungen, besonders für den Kornhandel, werde gebeten.

---

235 Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

236 Pius VI. (eigentl. Giovanni Angelo Graf Braschi; 1717–1799), seit 15. Februar 1775 Papst.

237 Der Mathematiker, Physiker und Chemiker Gaspard Monge, comte de Péluse, (1746–1818).

238 Das böotische Theben (griech. Θῆβαι, Thēbai).

Bonaparte sprach in seiner Antwort das lebhafte Interesse aus, das Monge's Schilderungen in ihm geweckt hätten. Die Republikaner sollten von allen Lasten des Krieges verschont bleiben. Als ein Geschenk bestimme, er ihnen vier Feldkanonen, auch stelle er tausend Centner Weizen zu ihrer Verfügung.

Bemerkt zu werden verdient noch, daß die Geschütze niemals abgegeben sind und daß die San Marinesen das Getreide nur annahmen, indem sie es zum laufenden Preise Denen bezahlten, von denen es requirirt war. Um den erbetenen Handelsvertrag bewarb sich Sau Marino bei der cisalpinischen Republik, dieser vorübergehenden Schöpfung Napoleons, Jahrelang ohne Erfolg. Wohlwollender in der Gewährung von Korn bewiesen sich während der Hungersnoth von 1799 die Oesterreicher, so daß der Freistaat dem noch schwerer heimgesuchten höheren Gebirgsland von seinen, wenn auch kargen, Vorräthen noch spenden konnte.

Napoleon aber bewahrte für San Marino fortwährend ein ausgesprochenes Interesse, und wenn bei besonderen Anlässen ein Abgeordneter der Republik ihn zu begrüßen kam, so setzte er etwas darein, ihn als ein gleichberechtigtes Mitglied des diplomatischen Corps zu behandeln.

Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten sind die gefahrvollsten Schicksale an San Marino vorübergegangen. In vielgestaltig wiederkehrenden Bedrängnissen haben seine Bürger sich unwandelbar treu bewährt in der Liebe zu der engbegrenzten Erdscholle, die ihr Vaterland heißt und zu dessen uralten Einrichtungen.

Was rechtfertigt oder was erklärt denn nun aber so ausdauernde Beständigkeit? Der Ertrag des Bodens ist es nicht, der durch besondern Reichthum zu fesseln vermöchte. Wenn auch ein erheblicher Theil des steinigen Landes mit der Hacke bearbeitet wird, so trägt es an Weizen und Mais, den beiden einzigen regelmäßig gebauten Früchten, doch im Durchschnitt nur das fünfte Korn. So genügt denn das einheimische Ergebniß nie für den Bedarf. Kartoffeln gedeihen nicht. Bohnen werden hin und wieder in der Brache gesteckt. Von dem Weine wird gerühmt, daß er der edelste sei, der nördlich der Apenninen wächst, und nicht unerhebliche Ausfuhr nach Venedig warf in früheren Zeiten der Republik einen namhaften Baarertrag ab. Wiederholte Mißjahre haben die Weinbauern entmuthigt und viele einst mit Reben bestandene Strecken sind jetzt unter die Pflugschaar genommen. Aehnliches gilt von den Oliven, die den Eisbildungen der rauhen Winternebel leicht erliegen. Unbedeutend ist auch die Seidenzucht, und andere Industrie ist kaum des Nennens werth. Indeß verdient bemerkt zu werden, daß, während der einheimische Tabaksbau verboten ist, die Blätter im benachbarten Kirchenstaat vielfach aufgekauft und in San Marino zu einem weit und breit gesuchten Fabrikat verarbeitet werden. Auch Schießpulver und Spielkarten werden in vorzüglicher Qualität gefertigt und genießen ziemlich weiten Vertrieb.

Alles dies reicht aber nicht aus, der Bevölkerung, obwohl sie nicht übermäßig dicht ist, leidliches Auskommen zu gewähren, und so steigen denn Hunderte zur Winterszeit in die römischen Ebenen hinunter, um als Feldarbeiter einen Verdienst zu suchen, oder die eines Handwerks Kundigen, besonders Steinmetze und Schuhmacher, wandern auch wohl Jahrelang in die Fremde.

Alle aber, früher oder später, kehren sie aus der fruchtbaren, sonnendurchwärmten Ebene zurück in die rauhe, steinige Heimath.

Fragen wir sie selber, was sie heimzieht, so zweifle ich nicht, sie werden Alle noch vor der Liebe zu Aeltern oder Geschwistern, die Freiheit ihrer Bergesrepublik nennen, die sie im fremden Lande nicht rasten läßt.

Betrachten wir in flüchtigen Umrissen das Bild der Verfassung, in welcher die Freiheit der Marinesen Ausdruck gefunden hat. Die eigentliche Volksgemeinde, zusammengesetzt aus allen Familienvätern, der „Aringo", hat seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, wie einst in Venedig, zu bestehen aufgehört. Nur der Name ist auf die Volksmenge übergegangen, die zum festlichen Amtsantritt der neuen Regenten freiwillig zusammenströmt, ungefähr wie im kaiserlichen Rom die Festspiele Komitien[239] hießen, mit denen der Beginn eines neuen Jahrzehnts der Regierung eines Kaisers gefeiert ward.

[239] Eigentl. die Volksversammlungen des alten Rom.

Landesherr (*Principe*) heißt dagegen eine völlig oligarchisch zusammengesetzte Versammlung von 60 Mitgliedern, der *Gran consiglio generale*, welche der ebenso benannten Körperschaft im republikanischen Venedig der Bedeutung nach völlig entspricht. Wurden ursprünglich die Mitglieder frei gewählt, so ist der große Rath seit 1652, wie in Venedig seit 1296, geschlossen. Fähig, in denselben aufgenommen zu werden, sind also nur Mitglieder derjenigen Familien, die ihm schon damals angehörten. Entstandene Lücken werden nicht durch Volkswahl, sondern durch Cooptation ergänzt: die übrigbleibenden Mitglieder bestimmen, wer statt des Ausgeschiedenen eintreten soll. Doch sind sie auch dabei an eine bestimmte Regel gebunden. Der große Rath zerfällt in 3 Abtheilungen, deren jede 20 Häupter zählt. Wie klein auch die Zahl der Adeligen (Patrizier) ist, so werden sie doch durch ebensoviel Mitglieder vertreten, als die übrigen „Bürger" der Stadt und Vorstadt, die *cittadini*. Endlich entsendet die noch bei Weitem größere Anzahl der ländlichen Grundbesitzer (*possidenti de campagna*) die letzten Zwanzig.

Den venetianischen *Pregadi*[240] zu vergleichen ist der kleine Rath aus 12 Mitgliedern (*consiglietto*), den der große Rath aus seiner Mitte und in gleichem Verhältniß alljährlich neu ernennt und der den beiden „Regenten" in Besorgung der laufenden Geschäfte rathend und beschließend zur Seite steht.

Die Wahl der *Capitani reggenti* erinnert, wenn auch in viel einfacheren Formen, an den komplicirten Mechanismus der venetianischen Dogenwahl. Der *Gran consiglio* bestimmt zuerst durch das Loos 12 Wähler. Jeder von diesen bezeichnet einen Kandidaten, jedoch in der Art, daß 6 der Stadt und 6 dem Lande angehören. Unter diesen werden je drei und drei nach Stimmenmehrheit ausgewählt und nun paarweise (je ein *terriere*[241] und ein *contadino*[242]) auf drei Zettel geschrieben. Die Zettel werden in hohle Kugeln eingeschlossen und dann in feierlicher Prozession zur Hauptkirche getragen. In der überfüllten Kirche intonirt die Geistlichkeit das „*veni creator Spiritus*" und alsdann zieht ein Kind mit verbundenen Augen eine der drei Kugeln aus der silbernen Urne. Sofort werden unter lautem Tusch die Namen, welche der Zettel enthält, verkündigt, und ein hundertstimmiges *evviva*! trägt sie in kurzer Frist bis an die Enden der Republik.

Wenige Wochen darauf (am 1. April und 1. Oktober) treten die Erwählten ihr sechsmonatliches Amt an, und zu den Feierlichkeiten dieser Funktion gehörte bis noch vor wenig Jahren eine lateinische Anrede des Schulmeisters. Das Kostüm des Regenten bildet ein alterthümliches Staatskleid. Nicht ohne das Gefolge zweier Livréebedienten dürfen sie über die Straße gehen, bei der Messe hat der Priester das Rauchfaß vor ihnen zu schwingen und im Theater (denn auch an einem solchen fehlt es San Marino nicht) ist die große Mittelloge ihnen vorbehalten.

Die Rechtspflege erfordert in dem Freistaat zum Glück geringen Aufwand an Kräften. Die Zahl von 7 oder 8 Prozessen im Jahr wird selten oder nie überschritten. Daneben kommen zwei oder drei Straferkenntnisse, meist wegen leichterer Vergehen vor. Ich selbst traf einst im Kerkerthurm der *Rocca* einen Strafgefangenen, zu dem man sich so wenig etwas Arges versah, daß man ihm allein die Bewachung seiner selbst anvertraut hatte. Das Wenige, was in San Marino an Juristischem zu thun ist, wird auf je drei Jahre einem auswärtigen *Commissario* übertragen, der *Doctor juris* sein muß und seine Entscheidungen, außer auf das einheimische Statut, auf römisches, nicht aber auf kanonisches Recht zu gründen hat.

Gewissermaßen als Minister stehen den Regenten zur Seite die beiden Generalsekretäre (*di stato*[243] und *degli affari esteri*[244]) und der *segretario di finanze*[245]. Eine Art diplomatische Vertretung der Republik besteht in Rom und in Florenz, außerdem hat sie Handelsagenten an verschiedenen Orten.

In die Miliz eingeschrieben ist etwa die Hälfte aller Waffenfähigen. Sie zerfallen in neun Kompagnien von je 140 Mann und stehen unter einem *Commandante generale*. Waffen und Uniform für sie

---

240 Der „Consiglio dei Pregadi" (Rat der Gebetenen) oder Senat war das höchste gesetzgebende Gremium der Stadtrepublik Venedig.

241 Ital., Grundbesitzer.

242 Ital., Bauer.

243 Ital., des Innern.

244 Ital., des Äußeren.

245 Ital., der Finanzen.

bleiben aber außer der Zeit der jährlichen Hebungen oder wirklichen Dienstes in dem *Quartiere delle milizie* verwahrt. Dauernd unter den Waffen stehen dagegen die beiden Wachen (des *Consiglio principe* und des Kastells) von 24 Mann, die zum Unterschied der Milizen Löhnung erhalten und denen ein besonderer Kommandant vorgeordnet ist. Den Polizeidienst endlich verrichten ein Paar toscanische *Carabinieri*.

Diese geringe Waffenmacht hat nicht weniger als 75 Offiziere, deren Dienst jedoch natürlich größtentheils nur nominell ist. Unter dem Adel des Kirchenstaats und Toskana's ist es Sitte, sich in San Marino um ein Offizierspatent zu bewerben und so stehen auf der Stammrolle der Republik viele der erlauchtesten Namen von Italien und selbst zwei Mitglieder des Hauses Napoleon – die ältesten Söhne des Prinzen von Canino[246] – tragen die blau und weiße Uniform.

Für den Unterricht ist vorzüglich gut gesorgt. Außer zwei Knaben- und zwei Mädchenschulen, deren eine mit dem Clarissenkloster verbunden ist, bietet das von der Familie Belluzzi gestiftete „*Collegio*", namentlich in seiner neuen Einrichtung in den verschiedensten Zweigen des Wissens – selbst Theologie und Jurisprudenz mit inbegriffen – Belehrung. Der *Palazzo del Governo*, in dem der große Rath seine Sitzungen hält, umfaßt außer dem Archive eine nicht unbedeutende Bibliothek, welcher erst neuerdings Kaiser Napoleon eine beträchtliche Anzahl angemessener Werke geschenkt hat. Die Errichtung einer Druckerei hat aber die Regierung in verständiger Rücksicht auf die Verhältnisse nie erlaubt. Eine Censur würde sich mit den Einrichtungen des Freistaates nicht vertragen; ohne dieselbe wäre der Mißbrauch einer solchen Presse zur Verbreitung aufregender Schriften in den benachbarten Landschaften, namentlich des Kirchenstaates, unvermeidlich gewesen.

Wie gering auch die öffentlichen Lasten und Abgaben sind, so hat doch die Republik nicht allein keine Staatsschuld, sondern eine Summe, die nach Verhältniß erheblich genannt werden muß, wird alljährlich für Nothfälle oder außerordentliche Ausgaben zurückgelegt.

Vergleichen wir mit diesem ruhigen und wohlgeordneten, wenn auch noch so bescheidenen Gemeinwesen die zu seiner Zeit durch und durch faulen Zustände der angrenzenden Provinzen, um nicht zu sagen, des größten Theils von Italien, jenes. allgemeine, um jeden Preis nur Wechsel verlangende Mißbehagen, jenen verbrecherischen Hang der Bevölkerung zu Angriffen auf Leben und Eigenthum, jene gänzliche Zerrüttung des Staatshaushaltes, so werden wir es nicht unbegründet finden, wenn der Bürger von San Marino mit den Worten Dante's freudig auf seine Felsenheimath zeigt:

„So ruhig ist, so freundlich und so helle
Der Bürger Leben, so die falschheitfreie
Mitbürgerschaft, so liebenswerth die Stelle."[247]

Auf ein selbständiges Fürstenthum von einer Quadratmeile würden wir kaum ohne Spott blicken können; ein Freistaat, der in so engen Grenzen durch länger als ein Jahrtausend seinen Bestand zu wahren wußte, verdient unsere vollste Achtung. Sein Bestehen ist selbst ein Beweis von dem festen Rechtsbewußtsein, das stets in ihm geherrscht hat. Weit mehr als den Monarchien ist den Republiken das Festhalten an der angestammten Rechtsordnung die Lebensluft, ohne welche sie keinen Bestand haben. Wie große Störungen auch in einer Monarchie jene Rechtsordnung erleidet, so bleibt doch die Person des Fürsten, als der Mittelpunkt zurück, um den der Organismus sich wieder zusammenfügen kann, während im Freistaat der Umsturz der Verfassung alle Gliederung auflöst und eben deshalb überall gleichmäßig nach Bürgerkriegen entweder zur Willkürherrschaft eines Einzelnen, oder zur Unterwerfung unter fremde Botmäßigkeit führt. Wie Venedig, so verdankt auch San Marino seinen tausendjährigen Bestand dem Festhalten an der alten Aristokratie, während Florenz und Genua gleich so vielen anderen Republiken seit dem Siege der Demokratie mit unaufhaltsamen Schritten dem Untergange entgegeneilten. In

[246] Joseph Bonaparte (1824–1865) und der spätere Kardinal Lucien-Louis-Joseph-Napoléon Bonaparte (1828–1895; kreiert am 13. März 1868), die ältesten Söhne von Charles Lucien Jules Laurent Bonaparte (1803–1857), seit 1840 principe de Canino e Musignano.

[247] „Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. – Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. – Vierte, sehr veränderte Auflage. – Dritter Theil. […] (Leipzig: F. A. Brockhaus 1843), S. 75, V. 130-132: „A così riposato, a così bello \ viver di cittadini, a così fida \ cittadinanza, a così dolce ostello, \\ […]".

Venedig aber waren die alten Formen, als Werkzeuge eines Willkürregiments, verknöchert und kraftlos geworden. In San Marino bestehen sie in naturwüchsiger Frische fort. Nehmen wir dazu den Segen einer musterhaften Sittenstrenge, als deren treue Hüterin die Bescheidenheit der Vermögensverhältnisse, auch der Wohlhabendsten im Lande, gelten kann, gegenüber der venetianischen Ueppigkeit und dem verderblichen Prokonsulwesen in den auswärtigen Besitzungen, und wir dürfen vielleicht hoffen, daß von den Thürmen von San Marino die drei Federn noch flattern werden, wenn so manche andere republikanische Fahne, das Sternenbanner nicht ausgenommen, sich vor einer Fürstenkrone gesenkt hat.

Ist die Zahl der eingeborenen Bürger von San Marino auch nicht groß, die sich weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus Berühmtheit erworben hätten, so sind unter seinen Adoptivkindern allbekannte Namen um so zahlreicher. Die Verleihung des Bürgerrechts der Republik ist als eine freundliche Anerkennung seit Jahrhunderten gebräuchlich und nicht nur unter den Italienern ist ein solcher Brief Gegenstand lebhafter Bewerbung. Im Staatsdienst, oder in Wissenschaft und Kunst hochgestellte Männer in Deutschland, Frankreich und England gehören in solcher Weise dem Freistaat auf dem titanischen Gebirge an, und von Canova[248] wird berichtet, daß er, obwohl überschüttet mit Orden von Kaisern und Königen, angelegentlich nach jenem Bürgerrecht verlangt habe und hocherfreut gewesen sei, als er es wirklich erhielt.

Der Sohn der kleinen Republik kann in der Fremde Unrecht und Uebermuth nicht hinter Lord Palmerstons[249] berüchtigtes „*civis Romanus sum*“[250] verschanzen. Wer aber im Rückblicke auf die Geschichte so mancher Jahrhunderte keinen Makel einer ehrlosen That, wohl aber in jeder Generation warme Vaterlandsliebe und reine Sittenstrenge findet, der darf sich des Bandes, das ihn mit jenem Freistaate verbindet, freuen und eine Ehre darin finden, daß auch er von sich sagen könne, er sei „ein Bürger von San Marino.“

[248] Der berühmte ital. Bildhauer Antonio Canova (1757–1822).

[249] Henry John Temple, 3rd Viscount Palmerston (1784–1865), seit 1846 mehrmals engl. Premierminister. Der Autor spielt hier auf das von Palmerston in einer Debatte am 25. Juni 1850 formulierte Prinzip an, daß brit. Staatsbürger immer und überall unter dem besonderen Schutz der Regierung Ihrer Majestät stehen: “I therefore fearlessly challenge the verdict which this House, as representing a political, a commercial, a constitutional country, is to give on the question now brought before it; whether the principles on which the foreign policy of Her Majesty’s Government has been conducted, and the sense of duty which has led us to think ourselves bound to afford protection to our fellow subjects abroad, are proper and fitting guides for those who are charged with the Government of England; and whether, as the Roman, in days of old, held himself free from indignity, when he could say Civis Romanus sum; so also a British subject, in whatever land he may be, shall feel confident that the watchful eye and the strong arm of England, will protect him against injustice and wrong. / Ich fordere daher furchtlos das Urteil heraus, das dieses Haus als Repräsentant eines politischen, wirtschaftlich bedeutenden und konstitutionellen Landes über die Frage zu fällen hat, die ihm jetzt vorgelegt wird: ob die Grundsätze, nach denen die Außenpolitik der Regierung Ihrer Majestät geführt wurde, und das Pflichtgefühl, das uns dazu gebracht hat, uns daran gebunden zu fühlen, unseren Mitbürgern im Ausland Schutz zu gewähren, angemessene und passende Leitlinien für diejenigen sind, die mit der Regierung Englands beauftragt sind; und ob, wie der Römer in alten Tagen sich frei von Demütigung fühlte, wenn er Civis Romanus sum sagen konnte, so auch ein britischer Untertan, in welchem Lande er sich auch befinden mag, sich sicher fühlen soll, daß das wachsame Auge und der starke Arm Englands ihn gegen Unrecht und Ungerechtigkeit schützen werden.”

[250] Lat., „Ich bin Bürger Roms“.



ST MARINO

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 152-154.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [227]-244.

Die Sulina[251]-Mündung.

Es ist ein ewiger, hartnäckiger, aber erfolgloser Kampf, den die Süßwasserfluthen mit den salzigen Wogen des Weltmeers bestehen, ehe sie sich ihnen ergeben. Jahr aus Jahr ein führen jene ihre Niederschläge mit hinab zu ihren Mündungen, um dem Becken des Oceans, ihrem unfehlbaren Grab, wenigstens noch eine Spanne Lebenslaufs abzutrotzen. So haben der Nil, der Mississippi, die Donau ihre Delta's geschaffen, in denen sie, die stolzen Söhne der Gebirge, noch ein kurzes, schleichendes Dasein fristen, ehe sich ihre Atome mit der Salzfluth vermischen und ihr Name erlischt. Das Meer aber spottet der ohnmächtigen Anstrengung und ebbend und fluthend wirft es ihnen seine Sanddünen entgegen, an denen sich die letzte Kraft der Ströme bricht, nachdem sie ihre Niederschläge in Gestalt großer, unwirthlicher Moräste dahinter zurücklassen mußten. Eine dritte Macht, der Mensch, sucht ebenso unablässig den Frieden zwischen den bei den feindlichen Elementen zu vermitteln, um dem wind- und dampfgeflügelten Boten Merkur, dem Diener seiner Handels- und Schifffahrts-Interessen, die Thore zu den Binnenländern offen zu erhalten. Er muß die Waffen gegen beide Streitende führen, beiden versucht er Fesseln anzulegen. Seine Dämme suchen den Strom in eine feste Bahn zu zwingen, seine Baggermaschinen die Sandwälle des Meeres zu zertheilen; Beides gelingt ihm schlecht und die auf unserem Bilde sichtbaren Rumpfe gestrandeter Schiffe beweisen, daß hier noch die Naturkräfte über den Wagnissen der Menschenkraft den Sieg behaupten.

Dennoch birgt gerade dieser öde Küstenstrich, das Delta und die Mündungen der Donau, eine so bedeutende staatliche Wichtigkeit, daß darob die heftigsten Kriege entbrannt sind und sein Besitz zu einer noch ungelösten Streitfrage geworden ist zwischen allen den Mächten, die den Schwerpunkt ihrer Herrschaft im Osten Europa's suchen oder gefunden haben. Dieser ewige Hader zwischen Rußland, der Pforte[252] und Oesterreich hat es denn auch dahin gebracht, daß lange Zeit die Mündungen des größten deutschen Stromes keinem Herrn zugehört haben. Rußland und die Türkei waren übereingekommen[253], daß das Gebiet zwischen den Stromarmen neutraler Boden und unbewohnt bleiben sollte. Seitdem waren diese wichtigen Landestheile gänzlich verödet und dienten nur noch zum Zufluchtsort russischer und türkischer Landstreicher, die sich in den Wäldern und Morästen vor der Verfolgung der Behörden verbargen. Sie und die gänzliche Vernachlässigung der erforderlichen nautischen Vorkehrungen machten den Fluß- und Seeverkehr hier zum unsichersten. Nicht nur daß man aus gegenseitiger Eifersucht die

---

[251] Als Sulinaarm (osman. سنه, sunna) bezeichnet man den mittleren Mündungsarm der Donau ins Schwarze Meer.

[252] Arab./osman. باب عالی, Bābıāli, „Hohes Tor"; engl. the Sublime Porte, Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des von 1299 bis 1922 bestehenden Osmanischen Reiches (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat").

[253] Im Frieden von Adrianopel (veraltet für das türk. Edirne; bulg. Одрин, Odrin; griech. Αδριανούπολις, Adrianoupolis; osman. ادرنه, Edirne) vom 14. September 1829 wurde Rußland die Herrschaft über nahezu die gesamte Donaumündung zugesprochen. Zudem wurde die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer und durch die Dardanellen garantiert, wodurch das Zarenreich nun die strategisch wichtige Kontrolle über die Donauschifffahrt und den freien Zugang zum Mittelmeer erhielt.



SULINA-MÜNDUNG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Fahrwasser gänzlich versanden ließ, man ließ sogar die Leuchtthürme verfallen und ohne Leuchte, um die Schiffe nicht einmal die Aus- und Einfahrt finden zu lassen. Der Vertrag von Adrianopel sicherte Rußland den nördlichen kiliaschen[254] und mittleren sulinischen Arm der Donau und richtete den russischen Einfluß auch auf die Inseln der Strommündungen, um auf ihnen feste Niederlassungen zu gründen und die politische und Handelswichtigkeit dieses Küstenstrichs zu seiner vollen Geltung zu erheben. Unermüdlich in seinen Anstrengungen und Opfern für diesen Zweck, und sich schon als alleinigen Herrn der Donaumündungen gebahrend, mußte Rußland unerwartet die Demüthigung einer Niederlage durch die Westmächte erfahren[255], welche, in richtiger Erkenntniß der Gefahr, Rußland die Schlüssel zu den Donauländern wieder entwanden und durch den Vertrag von Paris (1856[256]) die russische Grenze außerhalb des Bereiches der Donaugewässer verlegten. Ob aber die türkische Regierung, in deren alleinigem Besitz nun sämmtliche Donaumündungen sind, die damit übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen und die dazu erforderlichen kolossalen Kräfte und Mittel aufzubieten vermag, steht dahin und dürfte leicht diese für die Interessen des Welthandels so wichtige Frage binnen Kurzem wieder an die Oberfläche bringen.

Bei der Stadt Tultscha[257] theilt sich die Donau zunächst in zwei Arme, die sich weiter verästeln, wieder vereinigen und die gewöhnliche Schifffahrt sehr schwierig, gefährlich und langweilig machen, endlich aber durch sechs Hauptmündungen ihre Wasser in das schwarze Meer ausgießen. Die befahrensten davon sind die Kilia, die Sulina und der St. Georgskanal[258]. Das Donaudelta, von diesen äußersten Stromarmen umfaßt, bildet einen Flächenraum von nicht weniger als 40 deutschen Ouadratmeilen[259], die mit Morast bedeckt sind, zahlreichen Heerden von Büffeln und Ochsen zur Weide dienen, unermeßliche Schwärme von Seevögeln beherbergen und immer noch von räuberischem Gesindel wimmeln, welches die bei Nacht an langenden Schiffe beunruhigt. Zehn Meilen[260] lang fährt man auf dem einen oder andern Arm in diesem unabsehbaren grünen Meer von wogendem Schilf umher, aus welchem hie und da die Masten und Segel von nach Galaz[261] oder dem schwarzen Meer steuernden Schiffen hervorragen. Nur ganz in der Ferne, am südlichen Horizont, werden die bulgarischen Gebirge sichtbar; Weiden sind die einzigen Bäume, welchen man begegnet; man könnte glauben, eine niederländische Landschaft vor sich zu haben.

Auf der Sulina, dem für die Schifffahrt bequemsten der Donauarme, gelangt man mit dem Postdampfschiff eine halbe Stunde vor der Mündung zur Stadt Sulina[262], einer Reihe einstöckiger, halb eingesunkener Barraken, welche sich am Flußufer hinziehen, hinter ihnen öder Sumpf. Die Häuser sind aus Pfählen über Pfützen fauligen Wassers gebaut. In den Sommermonaten wird der Ort von Fiebern heimgesucht, im Winter macht ihn die Kälte fast unbewohnbar. Lootsen, Fischer, Schenkwirthe nebst einigen türkischen Soldaten bilden die armselige Bevölkerung. Dichter ist der nahe Begräbnißplatz bevölkert, auf welchem weißgetünchte Kreuze in Menge die Opfer bezeichnen, welche aus weiter Ferne den Gefahren der Schifffahrt und des Klima's hier erlegen sind. Wo das Wasser seicht ist, schauen die schwarzen Wraks über die gelbe schlammige Fluth heraus, wie halbbedeckte Leichen; an anderen Stellen sieht man nur die Masten gesunkener Schiffe aus dem Wasser sich erheben, wie die ausgestreckten Arme von Ertrinkenden. Der Anblick hat etwas erschrecklich Trostloses. Eine Stunde unterhalb ist die Barre[263],

---

[254] Der Kilijaarm (osman. كلي, Kilī; rumän. Brațul Chilia; ukrain. Кілійське гирло, Kilijs′ke gyrlo) ist der nördlichste Mündungsarm der Donau ins Schwarze Meer.

[255] Im Krimkrieg von 1853 bis 1856, in dem eine Koalition aus Frankreich, Großbritannien und Sardinien-Piemont auf Seiten der Türkei gemeinsam gegen Rußland kämpfte und dieses besiegte.

[256] Der den Krimkrieg (s. o.) beendende „Dritte Pariser Frieden" vom 30. März 1856.

[257] Das rumän. Tulcea (griech. Αιγισσός, Aigissós; osman. تولچا, Tūlçā).

[258] Der St.-Georgs-Arm (osman. خدرللز, Ḫidrillez; rumän. Brațul Sfântu Gheorghe), der südlichste Mündungsarm der Donau.

[259] Eine Quadratmeile entsprach etwa einer Fläche von 55–57 km^2.

[260] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[261] Heute das rumän. Galați (griech. Γαλάτσι, Galátsi; osman. غلاص, Ġālaṭ).

[262] Osman. سولينا, Sūlīnā.

[263] Sandbank.

welche bei ungünstigem Wasserstand oft monatelang die Schiffe am Ein- und Auslaufen hindert. In jüngster Zeit, durch die Arbeiten der europäischen Donau-Kommission, hat dieselbe wieder eine Tiefe von 17 bis 18 Fuß erhalten.